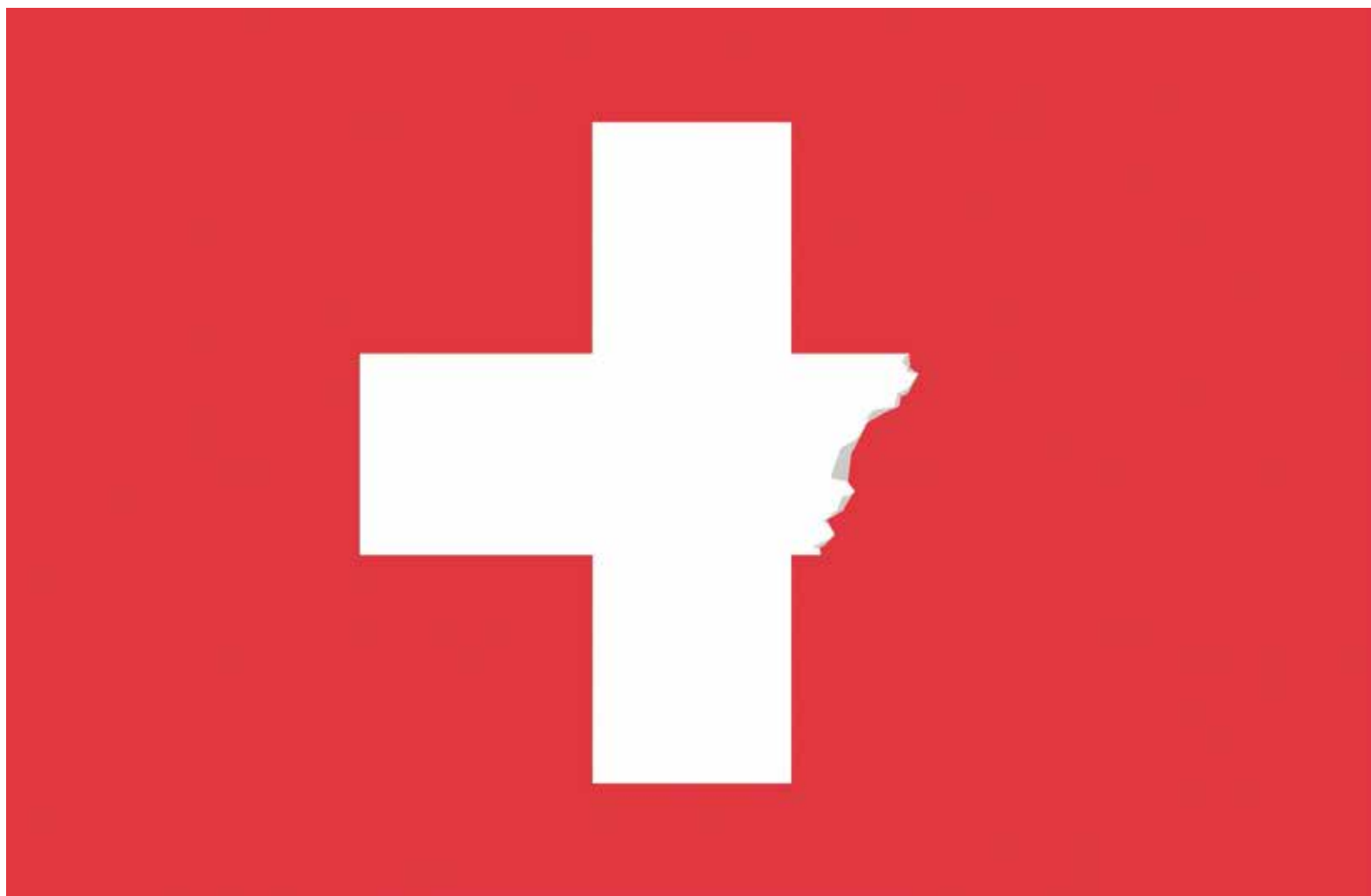


DIE WELTWOCHEN



Schweiz ohne Neutralität

Der Bundesrat verkauft seine Politik als unvermeidlich.
Karriere einer faulen Ausrede. *Hubert Mooser*

Danke, lieber Winnetou

Karl Mays Held der Freiheit hat uns die weite Welt gezeigt. *Peter J. Brenner*

Hart wie Bergkristall, wertvoll wie Gold

Gottlob haben wir den Schweizer Franken.
Ernst Baltensperger

**A Plus findet,
wie die Weltwoche auch,
was unter den Teppich
gekehrt wurde!**



Ihre Profis für:

- Unterhaltsreinigung Büro/Gewerbe
- Fassadenreinigung
- Hauswartung & Gartenpflege
- Parkett- und Natursteinpflege
- Autopflege

Den Konservativen gehört die Zukunft

Die Linke hat es fertiggebracht, die ehrenwerte politische Haltung des Konservatismus wirksam zu verleumden. In Deutschland gibt es keine Konservativen mehr. Das heisst: Es gibt natürlich immer noch Konservative, sehr viele sogar, aber sie trauen sich nicht, es zuzugeben, weil sie sonst brutal zermalmt werden in den linken Gesinnungsmühlen.

Auch in der Schweiz, die noch jeden deutschen Unsinn mit einem halben bis einem Jahr Verspätung zuverlässig nachmacht, ist «konservativ» zum Schimpfwort geworden. Konservativ ist rechts, und rechts ist verboten. Deshalb oute ich mich hier als konservativ und als rechts, ohne Relativierung oder Entschuldigung, weil man als vernünftiger Mensch heute nur noch konservativ und rechts sein kann.

Der Konservatismus, so, wie ich ihn verstehe, ist entstanden als Reaktion auf die Französische Revolution. Sein bedeutendster Wortführer war der irische Politiker Edmund Burke. Er störte sich daran, dass die Französische Revolution trotz achtbarer Motive zur gewaltsamen Raserei ausartete. Gegen den Wahnsinn der Ideologie predigte Burke Mässigung und Respekt vor dem Gewachsenen.

Der Konservative glaubt, dass erfolgreiche Gesellschaften nicht auf dem Reissbrett entworfen werden, sondern in der Lebenswirklichkeit entstehen, sich bewähren. Konservativ sein heisst, eine dem Leben und der Realität gemässe Denk- und Verhaltensweise zu pflegen. Der Konservatismus beruht auf Erfahrungen, nicht auf Ideen oder Dogmen. Deshalb ist er offen, diskussionsbereit.

Grundlegend ist das christliche Menschenbild. Die Bibel lehrt, dass der Mensch nicht perfekt ist. Perfektion ist unerreichbar. Alles, was er denkt und anfasst, wird zerfallen, Sternstaub im Universum. Sein Urteilsvermögen ist mangelhaft. Die Sünde regiert. Keiner ist dem anderen moralisch überlegen. Die höchste Macht ist nicht von dieser Welt. Bescheidenheit ist Pflicht.

Die Schweiz ist ein konservatives Land. Unser Staat ist kein Automat zur Umsetzung abstrakter Prinzipien, sondern ein Verfahren zur Sicherung des Überlebens. Freiheit, Ordnung und Gerechtigkeit sind zentrale Werte, aufeinander

abgestimmt und balanciert. Die Menschen sollen ihre Lebenslasten möglichst selber tragen. Links ist Staat, rechts ist Freiheit. Im Zweifel ist der Konservative rechts.

Der Konservative setzt aufs Bewährte, auf das, was in der Lebenspraxis funktioniert. Traditionen sind Schatzkammern der Erfahrung für ihn, Ansammlungen von Wissen, Pfeiler der Orientierung. Anstatt sie abzureissen, versucht

Es braucht die Rückbesinnung aufs Bewährte. Die letzten Jahre standen im Zeichen des Übermuts aus Überfluss.

er, sie zu verstehen. Und zu nutzen. Menschen sind schnell gelangweilt, wollen das Rad laufend neu erfinden. Der Konservative misstraut dem Neuen, nur weil es neu ist.

Im Wort «konservativ» steckt das Wort «bewahren». Der Auftrag der Konservativen besteht darin, zu pflegen und zu hegen, was uns aus guten Gründen lieb und teuer ist, zum Beispiel die Familie, die Freiheit, die Umwelt, den Wohlstand, die Toleranz; die Schweiz mit

ihrer einzigartigen Demokratie und, ja, auch die Schöpfung, das Leben, das grösste, unfassbarste Geschenk.

Der Konservative ist nicht gegen Wandel, aber er lässt den Wandel aus sich selbst heraus geschehen, aus dem freien Zusammenwirken der Kräfte, anstatt ihn mit der Brechstange zu erzwingen. Nichts übertreiben, nichts überstürzen. Konservative sind nicht gegen die Vernunft, aber sie sind sich der Grenzen des menschlichen Vermögens bewusst.

Konservative sind Neinsager, Aufhalter. Sie stören die Umlaufbahnen der Gestalter, der Aufmischer, der Neuerer und Revoluzzer, der Beseelten und Überzeugten, die ihre persönlichen Werte, Vorurteile und Meinungen zum Mass aller Dinge machen wollen. Der Konservative weiss, dass sich das Böse stets für das unbestreitbare, absolute Gute hält und gerade deshalb böse ist.

Heute muss man wieder konservativ sein. Es braucht die Rückbesinnung aufs Bewährte. Die letzten Jahre standen im Zeichen des kreativen Leichtsinns, des Übermuts aus Überfluss. Das ist kein Vorwurf, das ist eine Feststellung. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Die Menschen rennen immer wieder falschen Götzen hinterher. Krisen bringen das Solide, das Taugliche zurück. Unter Schmerzen.

Unsere Zeit hat etwas Fiebriges, platzen-de Eiterbeulen überall. Auch die Schweiz hat sich von ihren Werten entfernt. Die Politik traut sich alles zu, Experimente mit offenem Ausgang, im Höllengalopp durchgepeitscht, fast ohne Diskussion: Massloszuwanderung, Energie-Umbau, Rettung des Weltklimas, Russland-Sanktionen, Lockdown der Neutralität; schwindelerregende Gegenwart.

Konservative an die Macht! Es braucht mehr Konservatismus in der Schweizer Politik. Bewahren ist gefragt, Nachhaltigkeit im besten Sinn. Wer repariert unsere Staatssäulen, die Sozialwerke, das Militär? Wer schützt die Natur ohne grüne Ideologie? Kann man unseren immer ärger nach links kippenden Liberalen Freisinn und Marktwirtschaft noch anvertrauen?

Den Konservativen gehört die Schweizer Zukunft. R. K.



DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.

JEDEN ERSTEN SONNTAG | 23:15

SERVUSTV

Karin Keller-Sutter und die EU, Ernst Baltensperger über den Franken, Karl Mays «Winnetou», Andrew Roberts über Lord Northcliffe

Die Schweiz begibt sich seit Ausbruch des Ukraine-Kriegs immer stärker in die Abhängigkeit der EU. Die Sanktionen gegen Russland sind ein Beispiel, die Asylpolitik ein anderes. 62 000 Personen aus der Ukraine haben bisher den sogenannten Schutzstatus S erhalten. Die Schweiz hat damit faktisch die Personenfreizügigkeit mit der Ukraine eingeführt, und das aus freien Stücken. Wer nun denkt, sie werde diese Privilegierung von ukrainischen Flüchtlingen eines Tages ebenso souverän beenden, sieht sich getäuscht. Wie Justizministerin Karin Keller-Sutter erklärt, werden ein möglicher Widerruf oder eine Verlängerung des Schutzstatus S mit den Staaten des Schengen-Raums und der EU koordiniert. «Eine Sonderlösung oder ein Alleingang der Schweiz in dieser Frage sind undenkbar.» Anders ausgedrückt: Der Bundesrat hat diese hoheitliche Aufgabe mir nichts, dir nichts an die EU delegiert. Brüssel regiert die Schweiz. Seite 24

Im Minutentakt rasen heute Schlagzeilen über Smartphones und Tablets. Die «News», die wir als «unser täglich Brot» konsumieren, sind ohne Lord Northcliffe undenkbar. Grossbritanniens grösster Pressebaron prägte die wesentlichen Merkmale des Boulevardjournalismus im Königreich und der Pressekultur rund um die Welt. Andrew Roberts, Biograf von Napoleon und Churchill, hat ein Buch über den Pionier veröffentlicht. In einem exklusiven Essay für die *Weltwoche* beschreibt er den Aufstieg und den tragisch frühen Tod des



«Gesundheit, Sexualität und Geld»: Pressebaron Lord Northcliffe.

Giganten, der in wenigen Jahren nicht bloss die *Daily Mail* und den *Daily Mirror* gegründet hatte, sondern auch Eigentümer der *Times* und des *Observer* war, die noch heute die britische Presselandschaft prägen. Seite 28

Der Schweizer Franken ist in Hochform. Seit Wochen ist er mehr wert als der Euro, der

schwächer und schwächer wird – und das Erstaunliche: Die Erstarbung der heimischen Währung scheint die Exporteure im Gegensatz zu früher nicht gross zu stören. Was bedeutet denn der starke Franken für die Schweiz eigentlich, was ist in Zukunft zu tun? Wir fragten den renommierten Ökonomeprofessor und Geldtheoretiker Ernst Baltensperger nach seiner Einschätzung, und für ihn ist die Frage, ob eine starke Währung eher Fluch oder Segen sei, im Fall der Schweiz klar zu beantworten. Seine Analyse geht weit über das Geld hinaus, berührt die wirtschaftliche und gesellschaftliche Ordnung. Und die Konsumenten? Die dürfen sich seiner Ansicht nach über einen Kaufkraftgewinn freuen. Seite 44

Es ist nicht die erste Kontroverse um Karl May, die der Ravensburger-Verlag kürzlich auslöste, als er die Streichung «Winnetous» aus seinem Programm bekanntgab. Schon zu Lebzeiten war der ungeheuer produktive Verfasser von Abenteuerromanen eine umstrittene Figur. Der ehemalige Zuchthäusler, der aus ärmlichsten Verhältnissen zum wohlhabenden Erfolgsautor aufgestiegen war, hatte viele Neider. Und mit der Wahrheit nahm er es nicht immer so genau. Aber wer ihm heute Rassismus vorwirft, liegt falsch. Karl Mays Darstellung fremder Welten, schreibt der Germanistikprofessor Peter J. Brenner, treffe die realen Sachverhalte oft genauer als manche seriöse wissenschaftliche Darstellung der Gegenwart. Seite 51

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

DIE WELTWOCH

Edition

Walter Pfeiffer 2022

Limitiert
auf **50**
Exemplare!

Die Cover-Fotografie «Überleben in einer verrückten Welt» als hochwertiger Kunstdruck



Nummeriert und handsigniert
von **Walter Pfeiffer**

Kunstdruck im Format 25 × 32,6 cm

25 Exemplare erhältlich mit

Weltwoche-Logo und Titelzeilen,

25 Exemplare mit reiner Fotografie

Subskriptionspreis Fr. 750.–

plus Fr. 15.– für Verpackung/Versand (Inland)



Bestellen Sie jetzt unter:

www.weltwoche.ch/edition

oder per E-Mail:

verlag@weltwoche.ch



Meisterstück: Sanna Marin. Seite 20



Held der Freiheit: Winnetou. Seite 51



Brüssel regiert: Karin Keller-Sutter. Seite 24

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Das wollten wir Tschechen nicht hören
- 9 Peter Rothenbühler Liebe Unwohle
- 10 Tagebuch Karl Näpflin
- 13 Bern Bundeshaus
Verspiegelung der Alpen
- 14 War der Neutralitätsbruch wirklich unvermeidlich? Wie es dazu kam
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Impfung verschlechtert Spermien
- 18 Mörgeli Neutralität einst und jetzt
- 18 Juden in Basel
Tätlicher Übergriff der Antifa
- 19 Peter Bodenmann
Hat Markus Blocher recht? Vermutlich
- 20 Sanna Marin Finnlands tanzendes Idol
- 21 News So einfach wäre der AKW-Einstieg
- 22 Zuckerberg lässt eine Bombe platzen
Das FBI warnte den Facebook-Chef
- 23 Wicki und die Innerschweizer
Der neue Schwingerkönig
- 24 Brüssel regiert die Schweiz
Karin Keller-Sutters EU-Asylpolitik
- 25 Inside Washington
Warnung vor dem Feuersturm
- 26 Marx im Disneyland
Woke-Verfassung in Chile
- 27 Pfister zeigt den Rösselsprung
Die Werte des Mitte-Präsidenten
- 28 Napoleon von der Fleet Street
Lord Northcliffe, Genie des Boulevards

- 30 Die Frau, die Eisen frisst FDP-Frau Marie-Agnes Strack-Zimmermann
- 31 Kurt W. Zimmermann
Die Politisierenden und die Fussgehenden
- 32 Die Liebe, Lorraine, es ist die Liebe
Lukas Vogelsang über das Berner Quartier
- 35 Frankreichs homosexuelle Mission
Bastion gegen Sexualmoral à la Putin
- 36 Warum Russland nicht verlieren wird
Steigende Risiken eines Atomkriegs
- 38 Freude am Lehrerberuf
Erinnerungen von Silvia Blocher
- 39 Anabel Schunke
Die neuen Spiesser
- 40 Mann im Anzug
Daniel Grieder, Chef von Hugo Boss
- 42 Wie der Islam aus dem Klima kam
Dürre im 6. Jahrhundert
- 43 Der Hass des Regenbogens
Neues Opfer: Feministin Sophie Passmann
- 44 Lob des Frankens
Stabile Währung als höchstes Gut
- 45 News Königin Kälin am Schwingfest
- 46 Goethes Wiederkehr
Kult-Videoblog mit dem Dichterfürsten
- 47 Tamara Wernli Die neuen Frömmeler
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe
Theo Sommer, Joey DeFrancesco
- 50 Beat Gygi
Unsere Schulen gehorchen der Uno

KARL MAY: WINNETOU

- 51 Ein deutscher Mythos wird wiederbelebt
Wie viel Wahrheit steckt in Karl Mays Darstellung der Indianer?

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Von der Kraft, sich nicht aufzugeben
Kinderbuchautor Otfried Preussler
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Sprache
- 64 Leiden am Liebeswahn
Tedeschi Trucks Band und «Layla»
- 66 Fernsehen Gewiefter Talker
- 66 Serien «House of the Dragon»
- 67 Frisuren Comeback des Vokuhila
- 68 Klassik Lena-Lisa Wüstendörfer
- 69 Dokfilm «Alles über Martin Suter.
Ausser die Wahrheit»
- 69 Jazz Enrico Rava/ Fred Hersch

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel Freisinnlos
- 72 Häuser «The Loeb Boathouse»
- 73 Was macht eigentlich? Meta Antennen
- 74 Essen / Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten Eidgenössisches Schwing- und Älplerfest in Pratteln
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... Alan Roura
- 80 Menschen von morgen
Bruno Leuenberger
- 82 Das indiskrete Interview Nubya



Thurgauer Jodelspatzen TG

Aus Liebe zum Dorf, wo man von Traditionen ein Liedchen singt.

Im Thurgau singen nicht nur die Stare von den Obstbäumen, sondern auch die Jodelspatzen vor ihrem Publikum. Der Verein setzt sich für den Erhalt der Schweizer Jodel-Tradition ein. Als Verein gehört er zum Dorfleben wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Diese bieten alles, was es für den täglichen Bedarf braucht. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, die zum Dorf passt.

Volg
frisch und fründlich

Das wollten wir Tschechen nicht hören

Deutschlands Kanzler Scholz kam nach Prag und forderte mehr Europa, mehr Brüssel. Nicht zum ersten Mal wurde ein Krieg dafür genutzt, um die Demokratie einzuschränken.

Václav Klaus

Bundeskanzler Scholz ist in Prag zu einem denkbar schlechten Moment angekommen. Der Sommer geht zu Ende, die Kinder kehren aus den Ferien zurück, die Eltern sind auf der Suche nach verschiedenen Schulsachen für den ersten Schultag, und dazu herrscht Inflation.

Die Inflation in der Höhe von 17,5 Prozent ist die höchste in unserer Geschichte. Deutschland hat da andere Erfahrungen. Doch wir hatten noch nie eine so hohe Inflation. Besonders die Energiepreise brechen alle Rekorde. Einige tschechische Politiker, allen voran Politikerinnen, empfehlen, zu Hause dicke Pullover für die Winterkälte zu stricken (nicht zufällig haben dieselben Politiker vor zwei Jahren vorgeschlagen, die Covid-Masken zu Hause zu nähen). Dazu kommt Scholz nach Prag und hält da seine deutsche, aber als «europäisch» bezeichnete Rede.

Ob er Prag kennt?

Scholz kam nach Prag als – für die meisten Tschechen – neuer, relativ unbekannter Bundeskanzler, der bisher kein Thema der tschechischen politischen und medialen Debatten war. Im Vergleich zu Kohl oder Merkel ist sein Name nicht Gegenstand von Stammtischgesprächen.

Ich weiss nicht, ob er Prag wirklich kennt. In seiner Rede an der Karls-Universität, die ein paar Stunden vor dem Treffen mit dem tschechischen Ministerpräsidenten stattfand (absichtlich oder aus Zeitmangel?), bewies er gute Kenntnisse der Details der tschechischen Geschichte und der Stadt Prag.

Waren das seine Worte oder die Worte seiner Redenschreiber? Sprach er aufrichtig, oder wollte er den Pragern schmeicheln? Als waschechter Prager habe ich Prag wirklich sehr gern. Trotzdem war ich mehr als überrascht, als er sagte, dass gerade Prag eine Stadt sei, «deren Erbe und Gestalt so europäisch sind wie bei kaum einer anderen Stadt unseres Kontinents».

Die Hauptbotschaft von Scholz' Rede war die leere Floskel: Unsere Zukunft ist Europa. Was soll dies bedeuten? Was wollte Scholz damit sagen? Dass unsere Zukunft nicht in Asien oder Amerika liegt? Dass wir nicht zu Russland gehören? Nein, er wollte sagen, dass wir «mehr» Europa brauchen, dass wir mehr über uns in Brüssel, nicht in Prag, Berlin oder Rom entscheiden sollten.

Das wollen wir Tschechen nicht hören. Lange Zeit wurde über uns in Wien und in Moskau (sechs Jahre lang auch in Berlin) ent-

Wir sind sehr froh, dass wir nach dem Kommunismus endlich unsere Selbständigkeit gewonnen haben.

schieden. Wir sind deshalb sehr froh, dass wir nach dem Fall des Kommunismus endlich unsere Selbständigkeit und Freiheit gewonnen haben, unsere eigene Geschichte selbst zu gestalten. Scholz hat in Prag dramatisch und radikal vorgeschlagen, in Europa «zu Mehrheitsentscheidungen überzugehen». Das hat uns so erschrocken, dass wir sein ergänzendes Adverb «schrittweise» überhört haben. Was bedeutet das Wort «schrittweise»? Morgen, ab dem ersten Januar nächsten Jahres, oder vielleicht später?

Scholz will nicht schrittweise, sondern sofort – als vereintes Europa – auf der internationalen Bühne «mit einer Stimme» sprechen. Dazu missbrauchte er die russische Aggression in der Ukraine. Nicht zum ersten Mal wurde ein Krieg oder eine Krise genutzt, um die Demokratie einzuschränken. Das haben wir Tschechen schon erlebt.

Scholz erwähnte den inhaltslosen Begriff «Europa als Friedensprojekt», bedauerte aber, dass er nur «innerhalb der Europäischen Union», nicht ausserhalb, das heisst nicht gegenüber dem Rest der Welt angewendet wird. Europa ist aber kein Friedensprojekt. Diese Terminologie ist nur der Ausdruck eines schlechten deutschen Gewissens. Authentische europäische Demokraten und Liberale – wie die Schweizer – brauchen keine Festung Europa, die sich gegen andere Länder und Kontinente richtet.

«Brücken bauen»

Verschiedene «Kleinigkeiten» seiner Rede möchte ich nicht kommentieren. Was kann man schon zu dem Gedanken sagen, dass «es ein Glück für uns alle ist, dass heute Präsident Biden im Weissen Haus sitzt». Ist seine Unentschlossenheit und Unsicherheit wirklich so gut für uns alle? Ist er wirklich ein Glück? Wir sind schon lange Zeit Opfer der Green-Deal-Politik der Europäischen Union. Können vernünftige Menschen die Idee «mehr Tempo beim Klimaschutz» gerade heute begreifen und unterstützen? Gibt es eine «illiberale Demokratie» gerade in einigen osteuropäischen Ländern oder in der gesamten Struktur der Europäischen Union? Und so weiter.

Scholz schlägt vor, «Brücken zu bauen, statt Gräben aufzureissen». Man zweifelt mit Verlaub, dass seine Rede in Prag dazu beiträgt.



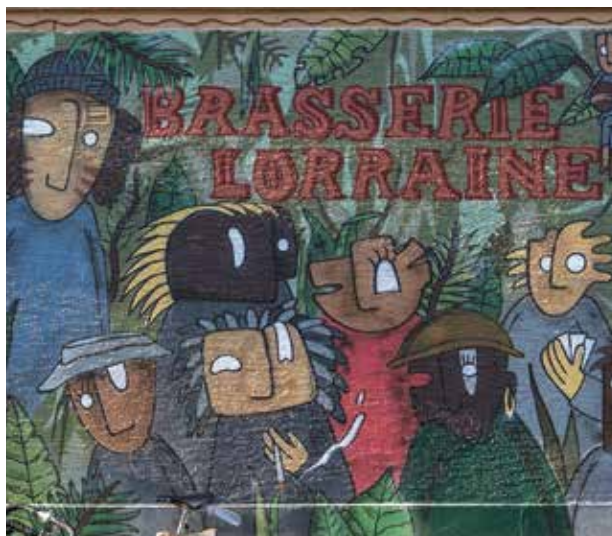
„Weiß hier jemand, wie wir es am besten anlegen?“

Václav Klaus war Minister- und Staatspräsident der Tschechischen Republik.

Liebe Unwohle

Ich gratuliere zum Erfolg. Die ganze Schweiz ist auf euch hereingefallen. In Bern und in Zürich wurde wegen euch je ein Konzert abgesagt und eine Band ausgeladen. Grund: Es sei euch unwohl, konnte man lesen, wenn weisse Berner Musiker Reggae spielen und Dreadlocks tragen. Kulturelle Aneignung sei das. Die Organisatoren haben sofort gekuscht. Seither wird über euch berichtet, philosophiert, debattiert. Obschon es euch offenbar gar nicht gibt. Ich suche verzweifelt nach euch: Wer seid ihr? Gibt es Menschen mit Namen und Vornamen, die dazu stehen, dass sie gegen die «kulturelle Aneignung» sind und deshalb Konzerte canceln wollen? Gibt es Sprecher dieser Bewegung? Nein, da meldet sich niemand.

Nirgends fand ich den Namen einer Person, die vielleicht bereit wäre, mit vollem Namen am Radio oder Fernsehen ihr Unwohlsein zu



Oder seid ihr einfach ausgekochte Feiglinge?

begründen. Ihr seid offenbar ein Phantom, über das zwar alle schreiben und nachdenken, das aber noch niemand je gesehen hat. Das ist wirklich neu! Ein Gespenst erobert die Welt.

Oder seid ihr einfach ausgekochte Feiglinge? Kaum je hat es eine Bewegung gegeben, die so radikal dreingeschlagen hat, ohne dazu zu stehen, und trotzdem so viele Reaktionen und

Analysen ausgelöst hat. Da lobe ich mir die Klimajugend, die ohne Masken und ungeschminkt selbst vor Gericht zu ihren illegalen Demos steht und sich büssen lässt.

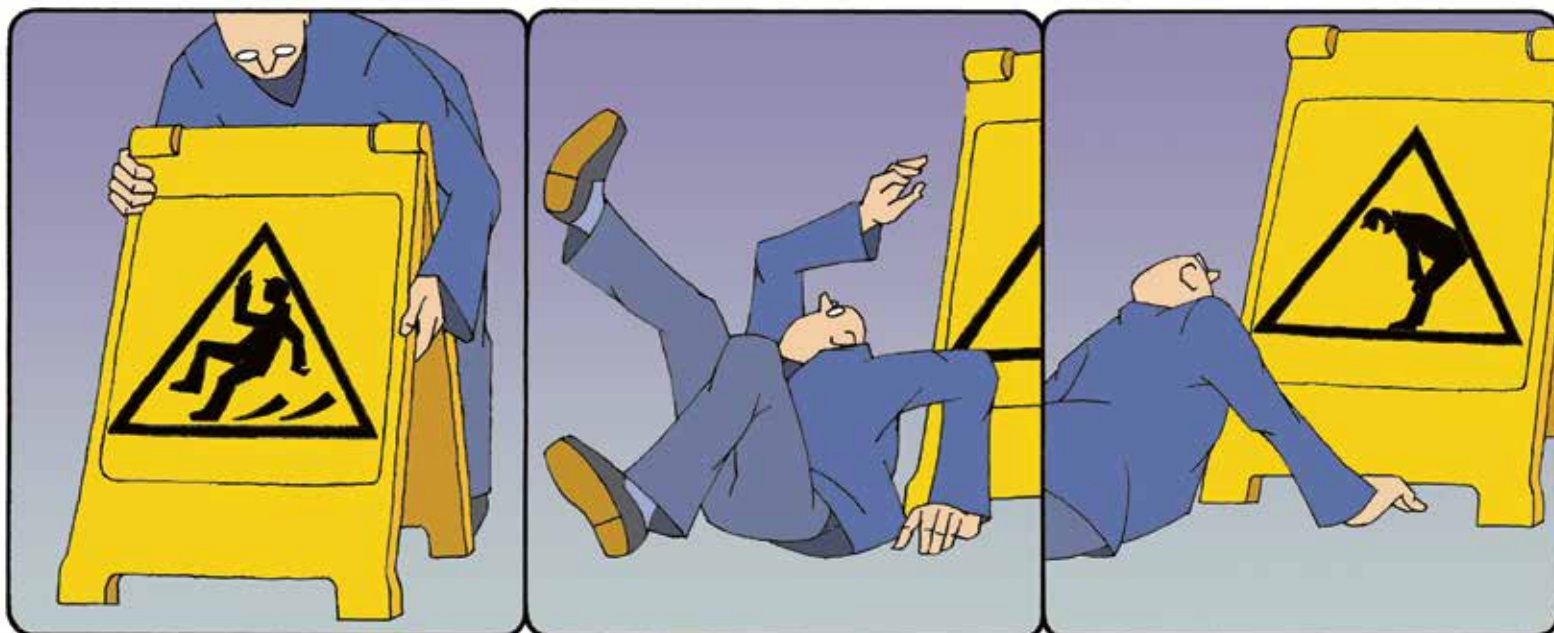
Diese Jugendlichen haben etwas zu vertreten, woran sie glauben. Es gibt nur diese anonymen Pseudonyme, die eure Sache in den sozialen Medien verteidigen, *snipers*, die sich offenbar als Linke sehen und auch sofort den Verdacht verbreitet haben, die Band Lauwarm stehe politisch ganz rechts, nur weil sie am *Weltwoche*-Sommerfest auf-

getreten ist, wo ich selbst nur gutgelaunte Menschen aus allen politischen Lagern getroffen habe. Und wo es mir sehr wohl war.

Unwohle, zeigt doch mal Mut, tretet hervor, erklärt euch, stellt euch der Debatte!

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Karl Nöpflin



Am Donnerstag, am Tag nach der schrecklichen Ermordung unseres Gemeindepräsidenten Martin Stäger, war ich in Sitzungen beschäftigt. Zwischen zehn und elf Uhr morgens rief die Polizei auf der Gemeindeverwaltung in Lauterbrunnen an und fragte, wer der Stellvertreter des Präsidenten sei. Ich war zu dieser Zeit telefonisch nicht erreichbar. Um 11.55 Uhr erreichte mich Gemeinderat Christian Wyss, er ist Vorsteher der Sicherheitskommission, schliesslich im dritten Anlauf. Er war völlig aufgelöst und befahl mir: «Sitz ab!» Dann erzählte er: «Dr Tinel ist tot in seiner Wohnung gefunden worden!» Und im gleichen Satz erwähnte er, dass Heidi, Martins zweite Frau, gefasst worden sei und in Untersuchungshaft sitzen würde.

Am Abend zuvor ist die Polizei um 20.20 Uhr wegen der Tat alarmiert worden. Von wem, weiss man auch zwei Wochen später immer noch nicht. Es könnte auch die mutmassliche Täterin selbst gewesen sein. Im Dorf war bekannt, dass sich Martins Frau in der Privatklinik Meiringen psychiatrische Hilfe holte. Sie half aber auch beim Spitex-Verein Lauterbrunnental mit. Gegen aussen sind Martin und Heidi, er nannte sie Heidi zwei, weil auch seine erste Frau Heidi hiess, immer zusammen aufgetreten. Martin hielt an fast jedem Fest eine Rede, immer verbunden mit einem Witz. Es war immer lustig, ihm zuzuhören. Man hat ihn *möge*. Für die Frau, eine Deutsche, waren diese vielen Anlässe vielleicht ein wenig langweilig.

Am Donnerstagsmorgen hätte Martin als Gemeindepräsident an der Regionalkonferenz Oberland-Ost in Interlaken teilnehmen sollen. Als man seine Absenz

feststellte, waren alle überrascht. Er war nie unentschuldigt einem Anlass ferngeblieben. Als die Polizei mit uns Kontakt aufnehmen wollte, war unser Gemeindeschreiber in den Ferien. Doch Sandra Balmer, seine Stellvertreterin, hat die Zügel sofort in die Hand genommen. Ich habe mir am Mittag dann in meinem Wohn-

Als man die Absenz feststellte, waren alle überrascht. Er war nie unentschuldigt ferngeblieben.

ort Wengen mein E-Bike geschnappt und bin nach Lauterbrunnen runtergefahren. Die Strecke mache ich jährlich zwischen hundert- und hundertfünfzigmal.

Auf der Gemeindeschreiberei waren die sackstarken weiblichen Angestellten alle in Tränen aufgelöst. Wir zündeten eine Kerze an, doch leider hatten wir fast keine Zeit, um zu trauern. Wir mussten weiterarbeiten. Wir informierten unsere 56 Angestellten, noch bevor die Polizei um 14.30 Uhr die erste Pressemitteilung rausgab und den Namen des Opfers erstmals erwähnte.

Besonders schwierig für uns war, dass Martins einziger Sohn lange nicht erreichbar war. Gleichzeitig machten die Medien Druck, alle wollten ihre Story. Und sie haben das ziemlich hartnäckig probiert. Doch wir sind in Sachen Medien seit Januar 2021 gewarnt. Damals wurde Wengen ungerechterweise als Corona-Hotspot der Schweiz bezeichnet. Zum Glück erreichte die Polizei Martins Sohn später an seinem Arbeitsplatz.

Aus Pietätsgründen erzählte ich den Medien bis am nächsten Montagmorgen nichts Persön-

liches über Martin. Und als ich dann bereit gewesen wäre, hat sich niemand mehr gemeldet. Martin ist 2014 für die SVP als Gemeindepräsident gewählt worden. Er war ein sehr aufrechter, ehrlicher Mann. Dazu ein gemütlicher und geselliger Mensch. Es konnte ihn nichts stressen. Obwohl er mit 69 Jahren elf Jahre älter als ich war, hatten wir es immer sehr gut zusammen. Nach den Sitzungen sind wir zu Nachbesprechungen gern in den «Steinbock» oder ins Hotel «Silberhorn» *eis go ha*. Oft waren wir zwei die Letzten von uns. Tinu war in sechzehn Vereinen aktiv, unter anderem achtzehn Jahre lang Präsident des Skiclubs Lauterbrunnen und 24 Jahre militärischer Sektionschef der Gemeinde.

In den Tagen nach der Tat haben wir aus Respekt einige Anlässe abgesagt, unter anderem das Platzkonzert der Musikgesellschaft Lauterbrunnen und die Dorfete in Wengen. Die Mendelssohn-Musikwoche in Wengen liessen wir dann ab Samstag laufen, ebenfalls hat der Inferno-Triathlon in Mürren stattgefunden.

Am 1. September wird im Namen des Gemeinderates die Todesanzeige erscheinen. Martin, der lange in einer Aufbewahrungshalle lag, wird kremiert und im engsten Familienkreis beerdigt. Wir als Gemeinde organisieren Mitte September im Friedhof Lauterbrunnen eine öffentliche Gedenkfeier.

Karl Nöpflin ist seit elf Jahren Gemeinderat von Lauterbrunnen und seit der Ermordung von Gemeindepräsident Martin Stäger dessen interimistischer Nachfolger.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8400 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
in 8404 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preise ab CHF 1'470'000.- inkl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Einfamilien- und Doppel-EFH
8157 **Dielsdorf**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8311 **Brütten**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'143'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Doppel- und Reihen-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 576'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelssole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info




4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 2'128'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



3 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef** 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2024
www.schlossblick.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ** Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich



VIP-Kulturreise «Brunettis Venedig»

Unterwegs mit Commissario Brunetti

Sind Sie bereit für Entdeckungen voller Spannung, Kultur und Kulinarik? Auf unserer 5-tägigen Leserreise erkunden wir Venedig mit den Augen von Commissario Brunetti, dem legendären Roman-Inspektor von Bestseller-Autorin Donna Leon. Erleben Sie die Lagunenstadt mit kriminalistischem Spürsinn!

Mit Commissario Guido Brunetti hat Donna Leon einen intelligenten, kultivierten Genussmenschen erschaffen. Die Schauplätze beschreibt die Krimiautorin so detailliert, dass sie mit Hilfe eines Stadtplanes erkundet werden können. Die Restaurants, die sie erwähnt, sind allesamt Geheimtipps.

Unsere Fährte führt uns durch die verwinkelten Gassen und Kanäle der historischen Sestieri abseits der Touristenströme. Wir geniessen die venezianische Küche und erhalten emotionale Einblicke. Nach erfolgreichen Ermittlungen lassen wir den Tag gemütlich bei einem Aperitif und dem anschliessenden gemeinsamen Abendessen ausklingen. Für Gesprächsstoff und allerlei Spekulationen ist gesorgt.

Der Fischmarkt, Brunettis Wohnhaus im Viertel San Polo und der Besuch des ältesten Gettos von Europa in Cannaregio sind weitere Höhepunkte der unvergesslichen Spurensuche. In der Gondelwerkstatt Squero di San

Trovaso erhalten wir Einblick in den traditionellen Gondelbau. Wir logieren im 4-Sterne-Hotel «Palace Bonvecchiati» inmitten des historischen Zentrums.

Beim fakultativen Ausflug am dritten Reisetag setzen wir per Schiff nach Torcello und Burano über. Die malerischen Inseln in der Lagune von Venedig sind bekannt für ihre buntbemalten Fischerhäuser sowie das edle Spitzenstickerei-Handwerk.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Kulturreise «Brunettis Venedig»

Reisetermin:

3. bis 7. November 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich-Venedig-Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 4 Übernachtungen mit Frühstück
- 2 Abendessen im Restaurant
- 1 Abendessen in einer Trattoria
- 3-Tages-Dauerfahrkarte für Linienboote und Busse auf dem Lido di Venezia
- Orientierungsspaziergang durch Venedig
- Ausflug «Sestieri und Venedigs Gondeln»
- Ausflug «Brunettis Kulinarik in San Polo und Getto in Cannaregio»
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Torcello und Burano» inkl. Eintritt, Aperitif und Mittagessen: Fr. 100.–

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1780.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 2080.–

Einzelzimmerzuschlag: Fr. 570.–

Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Verspiegelung der Alpen

Im Oberwallis geschehen noch Wunder: Der rechtsbürgerliche Ständerat Beat Rieder weibelt für ein Solarprojekt von Ex-SP-Präsident Peter Bodenmann.

Bei der inzwischen zur Mitte-Partei mutierten und fusionierten CVP muss nackte Panik ausgebrochen sein. Anders lässt sich nicht erklären, dass der Oberwalliser Ständerat Beat Rieder mit einem Solarprojekt, das die Oberwalliser Oppositionszeitung *Rote Anneliese* aufgleiste, in Bern hausieren geht – wohl auch zur Rettung der Energiestrategie 2050, die von seiner eigenen Partei verursacht wurde. Rieder weibelte in den letzten Tagen jedenfalls auffällig häufig in Zeitungen für dieses Projekt mit dem Namen Grengiols-Solar. Sein Engagement und Lobbying war auch matchentscheidend, dass die Umweltkommission des Ständerates (Urek-S) die solare Anbauschlacht im alpinen Raum beschlossen hat – per Stichentscheid von Kommissionspräsidentin Elisabeth Baume-Schneider (SP).

Man will nun eine rechtliche Grundlage schaffen für die schnelle Realisierung von Freiflächen-Fotovoltaikanlagen. Für diese Kraftwerke mit einer jährlichen Produktion von über zwanzig Gigawattstunden soll von Gesetzes wegen gelten, dass ihr Bedarf ausgewiesen ist, sie standortgebunden sind, für sie keine Planungs- und Umweltverträglichkeitsprüfungspflicht gilt und dass das Interesse an ihrer Realisierung anderen Interessen von nationaler und kantonaler Bedeutung vorgeht. Es ist ein Freipass für die Verspiegelung der Alpen.

Entlang einer beliebten Wanderroute

Im Vordergrund steht vorerst eben vor allem das Projekt Grengiols-Solar. Es geht um die grossflächige energetische Bewirtschaftung der Region des Saflischtals, entlang einer beliebten Wanderroute, welche die Region Brig/Rosswald mit dem Binntal verbindet auf dem Territorium der kleinen Berggemeinde Grengiols. Die linke Oberwalliser Oppositionszeitung *Rote Anneliese* hat dieses Vorhaben im Februar lanciert und ausführlich und in allen Details auch darüber berichtet. Auf einer Fläche von über fünf Quadratkilometern könnten hier gegen



«Alles bauen, was möglich ist»:
Mitte-Ständerat Rieder.

2,4 Terawattstunden Strom produziert werden. Das ist mehr, als die Grande-Dixence mit der Zentrale von Cleuson-Dixence pro Jahr produziert.

Die Region soll optimal sein für die Produktion von Sonnenenergie. Das Problem ist wie bei allen Anlagen dieser Art, dass sie nur Strom liefern, wenn die Sonne scheint. Es braucht also

Für Bundesrätin Sommaruga haben die hochalpinen Freiflächen-Anlagen keine Priorität.

auch leistungsfähige Batterien, welche die Elektrizität speichern, um sie dann möglichst gleichmässig ins Hochspannungsnetz einzuspeisen. Rieder ist inzwischen von diesem Projekt felsenfest überzeugt, dafür musste er aber wohl über den eigenen Schatten springen.

Denn die *Rote Anneliese* mit dem früheren SP-Präsidenten Peter Bodenmann als Spindoktor ist für rechtsbürgerliche Oberwalliser wie Rieder bis heute ein rotes Tuch. Seine

Begeisterung über dieses hochalpine Solarprojekt hielt sich bis anhin in Grenzen. Rieder zeigte sich zwar offen dafür, wie der kantonale Wirtschaftsminister Christophe Darbellay und der Energieminister Roberto Schmidt, die beide ebenfalls der Mitte-Partei angehören, aber das war dann auch schon das höchste der Gefühle. Widerstand erwuchs dem Projekt durch SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga, für die hochalpine Freiflächen-Anlagen keine Priorität geniessen. Sommaruga will zuerst alle Schweizer Dächer mit Sonnenkollektoren überziehen. Ihre Energie-, Umwelt- und Raumplanungsbeamten schnappten bereits nach Luft, als es um die Bewilligung für Solarpanels auf dem Stausee Lac des Toules im Unterwallis ging.

Gegenwind aus der eigenen Partei

Widerstand leistete bisher aber auch die Urner Ständerätin Heidi Z'graggen, Präsidentin der Natur- und Heimatschutzkommission und Rieders Partei- und Ratskollegin. Sie hat eine Motion deponiert, in der sie verlangt, der Bund müsse zuerst Rahmenbedingungen festlegen und in der Zwischenzeit ein Moratorium für den Bau von Freiflächen-Anlagen in den Alpen durchsetzen. Wie sie darüber denkt, dass Parteikollege Rieder ihr nun dazwischenfunkelt, weiss man nicht, zumal die Urner Ständerätin auf eine entsprechende Anfrage nicht reagierte.

Bodenmann wiederum prügelt verbal in seinen Kolumnen im *Walliser Boten* und in der *Weltwoche* seit Monaten auf alle ein, die Freiflächen-Anlagen in den Alpen bekämpfen oder nur lauwarm unterstützen, so auch auf Ständerat Beat Rieder. Vor dem Hintergrund der sich anbahnenden Strommangellage will jetzt auch der Oberwalliser Ständerat Gas geben. Er habe sich von Fachleuten bestätigen lassen, dass Grengiols-Solar machbar sei. Der Standort sei ideal, man könne die Anlage auch etappenweise realisieren. «Wir müssen alles bauen, was möglich ist», lautet Rieders Credo inzwischen – Alpenschutz hin oder her.

War der Neutralitätsbruch wirklich unvermeidlich?

Karriere einer faulen Berner Ausrede.

Hubert Mooser

Vor dreissig Jahren publizierte die NZZ einen Gastbeitrag des damaligen Genfer FDP-Nationalrats Peter Tschopp. Es ging um die Teilnahme der Schweiz am Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Tschopp erklärte, bei «nüchterner Analyse» komme man zum Schluss, dass der EWR-Vertrag «alternativlos» sei. Allein könne man nichts mehr erwirken, denn Europa und die Welt bräuchten die Schweiz nicht mehr. Umgekehrt brauche die Schweiz Europa für ein tragfähiges Wirtschaftswachstum.

Das war keine Einzelmeinung eines europapolitischen Aussenseiters. Der damalige Staatssekretär und EWR-Chefunterhändler Franz Blankart, auch er ein Freisinniger, prophezeite im Herbst 1992: «Nach fünf Jahren Alleingang würden wir aus wirtschaftlichen Gründen die EG [heute EU] auf den Knien bitten, uns um jeden Preis als Mitglied aufzunehmen.» Der damals noch viel auflagenstärkere *Blick* veröffentlichte auf seiner Frontseite einen dramatischen Appell der freisinnig dominierten Maschinenindustrie: «Ohne EWR gehen wir kaputt!» Nach der verlorenen Abstimmung mahnte die FDP: «Eine Alternative zum EWR-Vertrag zu finden, wird sehr schwierig sein.»

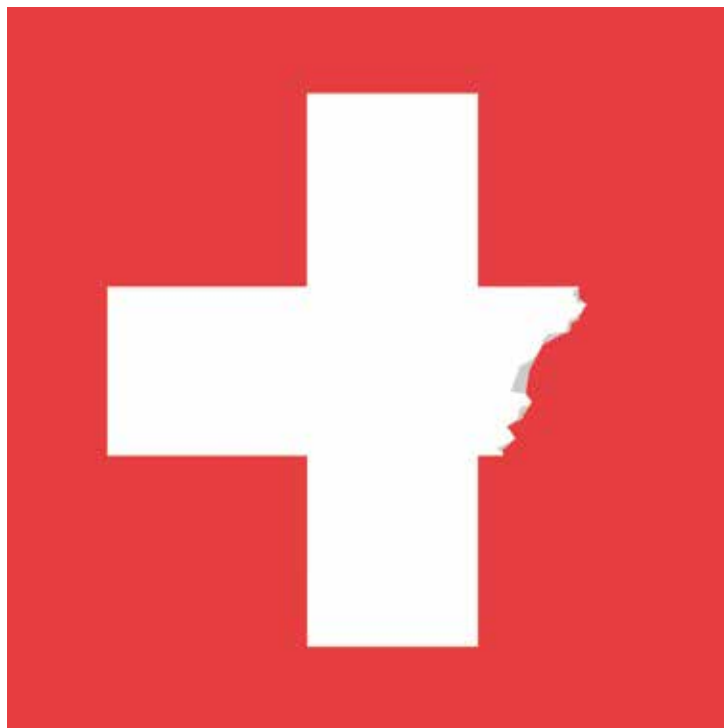
Anschleichen an die Nato

Das freisinnige Establishment lag kolossal daneben. Die Schweiz ist nach dem Nein zum EWR nicht untergegangen. Sie hat auch nicht auf den Knien um den EU-Beitritt gebettelt. Sie steht stattdessen wirtschaftlich besser da als jedes andere EU-Land. Sie hat die Finanzkrise von 2008 problemlos überstanden, sie meisterte die Covid-19-Pandemie besser als fast jedes EU-Mitglied. Sie weist europaweit

Bern

die tiefste Arbeitslosenquote aus und jetzt, wo der Kontinent wegen der selbstverschuldeten Teuerung aufheult, auch noch die tiefste Inflationsrate.

Warum ist es wichtig, daran zu erinnern? Weil sich die gleichen freisinnigen Kreise anschicken, die Übernahme der EU-Sanktionen, die Aufweichung der Neutralität, das Anschleichen an Nato und EU wieder als alter-



Eifrige Demontage.

nativlos darzustellen. Zu Beginn des Kriegs sei es enorm wichtig gewesen, Solidarität mit der Ukraine zu zeigen, rechtfertigte Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) die Sanktionen. Man habe so die Glaubwürdigkeit gegenüber der EU und den USA wahren können. Was aber ist mit der Glaubwürdigkeit gegenüber dem Rest der Welt? Die Uno, in deren Sicherheitsrat die Schweiz auf Cassis' Drängen bald mitmacht, hat keine Sanktionen beschlossen.

Es ist nicht der einzige Widerspruch. Gern betont Cassis, wie identitätsstiftend die Schweizer Neutralität sei – um sogleich anzufügen, man müsse die Neutralität der Zeit anpassen. Identitätsstiftend sind aber genau jene Dinge, die über lange Zeit gleich bleiben und dadurch Halt geben.

Der schon lange währende Eindruck verfestigt sich allmählich zur Gewissheit: Cassis ist ein Staatsmann ohne Fundament, ein Beweglichkeitswunder der Aussenpolitik. Flexibel, aber nicht stark. Nach Russlands Angriff auf die Ukraine fehlte ihm die Kraft, gegen den Strom zu schwimmen und die Schweizer Neutralität zu verteidigen.

Wir sind Merkel

Nun schlängelt er sich durch das Thema Neutralität wie einst Deutschlands langjährige Bundeskanzlerin Angela Merkel durch ihre Amtszeiten. Der Begriff «alternativlos» wurde in ihrer Ära zum geflügelten Unwort. Die Euro-Rettung: alternativlos. Die Willkommenskultur: alternativlos. Der Gasdeal mit Russland: alternativlos.

Die Bilanz dieser angeblich alternativlosen Politik liest sich fast alternativlos schlecht. Die Euro-Zone versinkt in Inflation. Die Einwanderung aus muslimischen Ländern hat den Anti-

semitismus auf Deutschlands Strassen zurückgebracht. Die grösste Industrienation Europas fürchtet den Stromausfall, weil Putin ihr jederzeit den Gashahn zudrehen kann.

Merkels Kritiker haben vor all dem gewarnt. Sie wurden im besten Fall belächelt, in der Regel ignoriert. Nun, da sie recht bekommen haben, verordnet Cassis der Schweiz diese gescheiterte Politik der Alternativlosigkeit. Wir sind Merkel.

Der Bundespräsident verkauft den Neutralitätsbruch als eine Art schicksalshafte Notwendigkeit. Wenn man sich bei seiner Kommunikationsstelle erkundigt, ob kein Weg an den Sanktionen vorbeigeführt habe, bekommt man folgende hochtrabende, moralisch aufgeladene Erklärung aufgetischt: Die militärische Aggression Russlands gegenüber der Ukraine stelle eine schwerwiegende Verletzung elementarer Völkerrechtsnormen dar. Der Erlass von Sanktionen in derartigen Fällen diene der Aufrechterhaltung der internationalen Ordnung.

Die kleine Schweiz als Weltpolizistin, als Hüterin der internationalen Ordnung?

Überlegung der Einflüsterer

Eine Mehrheit im Bundeshaus und in den Redaktionen stützt diesen Grössenwahn. Wie schon während der Corona-Krise ist auch beim Thema Neutralität ein Schulterchluss von Politik und Medien zu beobachten. Von den rot-grünen Tamedia-Zeitungen bis zum rechtsbürgerlichen *Nebenspalter* – überall wird der Neutralitätsbruch als alternativlos dargestellt.

Angefüttert werden die Journalisten von Bundesratsberatern, die ihre Chefs aus der Verantwortung nehmen wollen. Wer keine Alternative hat, kann auch keine Verantwortung tragen, so die Überlegung der Einflüsterer. Nur gibt es immer eine Alternative. Die Frage ist, zu welchem Preis. Ein Politiker, der Regierungsverantwortung beansprucht, kann sich nicht mit einer angeblichen Alternativlosigkeit herausreden. Das ist unredlich, feige.

Hinterfragt wird das Sanktionsregime nur von einzelnen SVP-Politikern. Der Rest arbeitet mit Feuereifer an der endgültigen Demontage der Neutralität. FDP-Präsident Thierry Burkart predigt die Annäherung an die Nato. Mittechef Gerhard Pfister spricht sich für Munitionslieferungen an die Ukraine aus.

Immerhin weist der Zuger Nationalrat das freisinnige «Alternativlos»-Gerede zurück. Es ginge auch anders, das weiss Pfister und zählt auf: «Fortsetzung der Position nach Krim-Eroberung, Verhindern von Umgehung der Sanktionen durch die Schweiz. Weder obige Option noch Mittragen irgendwelcher Sank-

Cassis ist ein Beweglichkeitswunder der Aussenpolitik, ein Staatsmann ohne Fundament.

tionen». Persönlich halte er das Übernehmen der Sanktionen jedoch für die richtige Haltung. «Angesichts der Bedeutung der Schweiz für Russland in wirtschaftlicher Hinsicht wäre es ohne Mittragen der Sanktionen kaum möglich gewesen, sicherzustellen oder das Möglichste zu tun, dass der Krieg Russlands nicht aus der Schweiz heraus (mit-)finanziert wird», so Pfis-

ter. Man kann von ihm halten, was man will: Er traut sich wenigstens, Farbe zu bekennen.

Von anderen Nationalräten wie Hans-Peter Portmann (FDP) erhält man nicht einmal eine Absage, wenn man sie um ihre Einschätzung bittet. GLP-Aussenpolitiker Roland Fischer sagt immerhin: «Für uns Grünliberale war es sofort nach dem Angriff klar, dass die Schweiz die EU-Sanktionen übernehmen soll. Die wirtschaftlichen Auswirkungen auf die Schweiz stehen dabei nicht im Vordergrund, sondern die klare Haltung gegenüber Russland und der internationale Druck auf seine Volkswirtschaft.»

Der weitgereiste Unternehmer und Präsident der Aussenpolitischen Kommission, Nationalrat Franz Grüter (SVP), ist dagegen überzeugt, dass es im Westen akzeptiert worden wäre, wenn die Schweiz sich entschlossen hätte, nicht automatisch alle Sanktionen der EU zu übernehmen, dafür aber jegliche Umgehungen via Schweiz zu unterbinden. «Das schliesst in sich selber auch gewisse Sanktionen mit ein. Insofern ist die Aussage, dass die Schweiz keine Alternative gehabt habe, sicherlich nicht korrekt», so Grüter.

Banken nehmen Schweiz in Geiselhaft

Wie kam es denn zum Neutralitätsbruch? «Es waren in erster Linie die Grossbanken, die den Bundesrat gedrängt haben, die Sanktionen zu übernehmen», sagt Grüter. Diesen Druck habe man erwarten müssen, da die Grossbanken mit ihrem Geschäft sehr stark von den USA abhängen und ihrerseits Konsequenzen befürchten müssten, wenn sie sich nicht an international verhängte Sanktionen halten würden. «Das ist aber kein Grund für unsere Regierung, deswegen die Sanktionen der EU eins zu eins zu übernehmen», betont der Luzerner Nationalrat. Die Banken hätten die Sanktionen auch selbstständig durchführen können, ohne die Schweiz in Geiselhaft zu nehmen.

Wie gross der Druck der Amerikaner wirklich war, bleibt offen. Sicher ist: Das Nato-Mitglied Türkei hat keine Sanktionen beschlossen, ebensowenig Mexiko, ein Nachbar der USA, oder Israel, deren engster Verbündeter. Weshalb sollen sich diese Staaten dem Druck der Amerikaner entziehen können und die Schweiz nicht?

Man merkt, wie unwohl es den Politikern wird, wenn man sie auf solche Widersprüche hinweist. Sie weichen aus, behaupten, unsere Neutralitätspolitik sei nicht mehr zeitgemäss, eine Reform dringend nötig. Das erinnert an die Debatte um das Rahmenabkommen. Auch hier trichterte man den Bürgern ein, es sei der einzig gangbare Weg für die Schweiz. Als der Vertrag im Mai 2021 beerdigt wurde, ging ein Aufschrei durchs Land: Eine Konkurswelle drohe! Als Beispiel wurden meist die Medtech-Unternehmen aufgeführt, deren Produkte auf dem EU-Markt nicht mehr zugelassen würden. Obwohl wir immer noch keinen Rahmenvertrag

haben, floriert die Branche. Die Firmen konnten die regulatorischen Klippen umschiffen.

Jetzt rasen Bundesrat, Parlamentarier und Journalisten schon wieder mit Blaulicht durchs Land, um Anpassungen der Neutralität als zeitgemässe Notwendigkeit zu verkaufen. Aussen-

Mitte-Präsident Gerhard Pfister weist immerhin das freisinnige «Alternativlos»-Gerede zurück.

minister Ignazio Cassis und seine Diplomaten haben sich dafür den Begriff «kooperative Neutralität» ausgedacht. Will heissen: «Wir kooperieren mit Staaten, welche in der Verfassung die gleichen Werte vertreten wie die Schweiz», so Cassis. Heisst das, dass wir mit Staaten wie China in Zukunft nicht mehr kooperieren?

Innerhalb der nächsten zwei bis drei Wochen will Cassis der Öffentlichkeit seine Reformpläne vorstellen. Einzelne Passagen sind schon durchgesickert. Laut NZZ steht in der Einleitung, «dass in der heutigen Welt die Unabhängigkeit und Sicherheit der Schweiz nur gemeinsam mit anderen erreicht werden kann». Vor dreissig Jahren beim EWR hörte es sich fast gleich an.

Brüssel regiert die Schweiz: Seite 24

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

Das kleinste Haus der Welt

Ein grosses Übel rührt daher, dass viel zu wenig Menschen Zeit in Strandkörben verbringen.



Raumschiff im Universum der Welt.

Es ist nicht immer leicht, bei Menschen Geborgenheit zu finden. Man steht sich bei der Suche nach ein wenig Wärme, Schutz und Unverletzbarkeit entweder selbst im Wege, oder bei und mit den andern will sich das Gefühl nicht einstellen. Und dann steht man da in der Welt, verwundbar wie der letzte Mensch. Viel einfacher, als die Geborgenheit bei Menschen zu finden, ist es, sich einen Strandkorb zuzulegen. Nirgendwo sonst, so scheint mir, gelingt es einem müheloser, die Sphären der eigenen Behütetheit zu erreichen und Platz zu nehmen und zu versinken in ihnen.

Der Strandkorb ist das kleinste Haus der Welt und das einzig erschwingliche Eigenheim der Unterschicht. In der Regel ist er 1,20 Meter breit und 1,60 Meter hoch, siebzig Kilogramm schwer; ein klassisches Modell aus den Manufakturen an der Nord- und Ostsee kostet knapp 2000 Euro. Seit ich unlängst in einem sass und lag, kenne ich nichts, was ähnlich klein ist und gleichzeitig so gross und grossartig. Er ist Dach, Wand, Balkon, Aussicht, Bar und Bett, und vor allem ist er die Möglichkeit, mitten in der Welt zu sein und trotzdem vor ihr geschützt, vor ihren lärmigen Umtrieben, ihrer Hast und ihrer andauernden Bedrängung. Ich würde sogar so weit gehen und behaupten, ein Strandkorb ist ein offener Himmel mit Dach, eine letzte sowohl philosophische als auch therapeutische Zuflucht. Und ich würde ebenso sagen, dass ein grosses Übel der Welt daher rührt,

dass viel zu wenig Menschen Zeit in Strandkörben zubringen.

Ein paar Momente im Strandkorb genügen, um die Welt auf ein erträgliches Mass zu reduzieren, um sich zu erleichtern von ihrem allgegenwärtigen Ballast und dem ganzen Zeugs, das man mit sich herumträgt und einem den Horizont in undurchdringlichen Nebel taucht. Ein, zwei Drinks und ein paar Zigaretten in einem Strandkorb, und die Mühsal der Welt liegt hinter einem, und man selbst segelt auf den Gewässern der Zuversicht auf einem Boot, das sich wie unsinkbar anfühlt. Natürlich geht das auch ohne Alkohol und Nikotin, aber es fehlt dann womöglich ein wenig an Wind in den Segeln.

Es ist, als ob Unglück kein Platz hätte im Strandkorb. Sogar jenes, das man mitbringt, verliert an Gewicht, es verstummt, und danach, wenn man dieser existenziellen Oase wieder entstieg ist, zirkuliert es viel nebensächlicher in einem, fast nur wie ein Tanker am Rande des Horizonts. Vielleicht verhält es sich so: Man bleibt ein Gefangener der Dinge und des Seins, aber man fühlt sich dennoch befreit.

Seltsam am Strandkorb mutet an, dass er eine deutsche Erfindung ist, weil Deutsche auf eine manchmal kümmerliche Weise das Dolcefar niente und das Savoir-vivre nur nachahmen können und sich grundsätzlich für so selbstverständlich halten, dass sie viel zu wenig über sich nachdenken. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr scheint mir der Strandkorb

zu gelungener Materie gewordener Schopenhauer, Kant und Hegel zu sein. Ein Strandkorb verringert das Leid bis hin zu den Rändern des Glücks, man ahnt, was man wissen, tun und hoffen kann, und man fühlt sich der inneren und der äusseren Welt zugetan.

Wenn ich der dunkeln Seite einer deutschen Geisteshaltung folgte, wenn ich ein Haar in einer selbst vorzüglichen Suppe finden sollte, dann schrumpfte der Strandkorb zum kleinbürgerlichen und kleinlichen Gedankengut. Da und dort wird er elitär als eine Verlagerung der deutschen Schrebergartenkultur an die Küste bezeichnet, als Abgrenzungsinstrument, als Trutzburg, deren Bewohner gelegentlich auch schon kleine Masten mit dann im Wind flatternden Fahnen anbringen. Das mag alles seine Richtigkeit haben, vor allem an den Küsten des Nordens, aber unter all den gängigen Strandkulturen ist mir der Strandkorb immer noch lieber als dicht an dicht stehende Liegestühle. Weil er, auch, ein kleines Stückchen absolut vitaler Privatsphäre im dichten Gedränge des halbnackten Fleisches bietet.

Womöglich liegt die grösste Wohltat des Strandkorbes darin, dass er zu einer kleinen Heimat wird, zu einer jederzeit auffindbaren Geborgenheit, zu einem kleinen Raumschiff im Universum der Welt, das seine eigene, von ganz vielem unbedrängte Umlaufbahn gefunden hat.

PERSONENKONTROLLE

Parmelin, Couchepin, Guisan, Gujer, Trede, Aeschi, Lindenberg, Truss, Sunak, Johnson



Energiegeladen: Bundesrat Parmelin.

Guy Parmelin, Energiekrisenmanager, lieferte wieder einmal den Beweis dafür, dass er sich auch von medialen Stürmen nicht aus der Ruhe bringen lässt. Während viele Parlamentarier und Medien das grosse Lichterlöschen befürchten, bleibt der Wirtschaftsminister gelassen. In einem Interview mit der *Sonntagszeitung* beschwichtigte er: «Wir sind noch weit weg davon, irgendwem den Gashahn zuzudrehen.» Sollte es schlimmer kommen, habe der Bundesrat einen «sehr klaren Plan». Das mit den Notfallplänen ist so eine Sache. Meistens merkt man erst in der Krise, dass sie nicht funktionieren. (*hmo*)

Pascal Couchepin, Illusionist, erklärte der *NZZ*, wie er sich seine Beerdigung vorstellt. Der Alt-Bundesrat sieht für sich eine Prozession in Martigny vor «mit allem Tamtam». Der Sarg wäre beflaggt, und in der Kirche gäbe es ein Requiem mit gregorianischen Chorälen. Warum der Achtzigjährige wohl von einem solchen Abgang träumt? Als junger Mann erlebte er 1960 die Abdankung von General **Henri Guisan** in Lausanne, was ihn tief beeindruckte. 300 000 dankbare Menschen säumten die Strassen, um dem Militärführer die letzte Ehre zu erweisen. Doch der ehemalige FDP-Magistrat sollte sich keinen Illusionen hingeben. Zwischen ihm und Guisan liegen doch noch Welten. (*odm*)

Eric Gujer, Deutschlandfreund, unterlief ein spezieller Fauxpas. Eine Leserin aus Herrliberg am Zürichsee hatte dem *NZZ*-Chefredaktor geschrieben, sie sei mit einem Artikel seiner Zeitung über die Zuwanderungsfrage nicht einverstanden. Und sie erhielt tatsächlich eine Antwort vom obersten redaktionellen Verantwortlichen persönlich. Die Adresse auf dem Brief versetzte diese Leserin allerdings in Stau-



Lady-unlike: Politikerin Truss.

nen. Da stand nämlich «D-8704 Herrliberg». Offenbar hat Gujer mittlerweile vergessen, dass die *NZZ* auch noch einige Leser in der Schweiz hat. (*mö*)

Aline Trede, Pirouettenkönigin, betreibt die eigene Demontage. So hat sie vor Jahren eine Motion der SVP zur Senkung der Raumtemperatur in allen Gebäuden des Bundes mitunterzeichnet. Bei der Abstimmung im Parlament lehnten die Fraktionschefin der Grünen und ihre Partei diesen Vorschlag aber geschlossen ab. Nun holt sie die Vergangenheit ein. SVP-Fraktionschef **Thomas Aeschi** erinnerte vor einigen Tagen via Twitter an diese kunstvolle Drehung der Berner Grünen, weil Trede inzwischen wegen der Energiekrise über verschiedene Kanäle selber für tiefere Raumtemperaturen weibelt. Eigentlich nur noch peinlich. Wer Massnahmen, die er oder sie für richtig hält, ablehnt, nur weil diese aus der falschen politischen Ecke kommen, hat die Glaubwürdigkeit verspielt. (*hmo*)

Udo Lindenberg, Steinaltrocker, geht nun doch von seiner Suite im Hamburger «Atlantic»-Hotel hinüber ins Rathaus. Dort wird ihm zum 76. Geburtstag die Ehrenbürgerwürde seiner Wahlheimatstadt verliehen. Obwohl es eine hohe Auszeichnung ist – nur 36 Geehrte seit 1834 –, hatte er zum 75. im letzten Jahr keine Lust. (*ky*)

Liz Truss, Möchtegern-Premier, ist wohl doch keine Lady. Ihr Rivale um das höchste Regierungsamt, **Rishi Sunak**, sei kein so guter Premierminister wie **Boris Johnson**, meinte sie herablassend. Sunak blieb Gentleman: Liz würde einen besseren Job machen als der Vorgänger, sagte er. (*ky*)

Corona-Impfung verschlechtert Spermien

«Zweite Impfung verbessert Spermienqualität» jubelte der *Blick* im Juli 2021. Das habe eine «kleine, aber sehr gute Studie» gezeigt. Aber die Männer machen offenbar nichts mit ihren geboosterten Spermien. In der Schweiz ist die Geburtenrate seit Monaten rückläufig.

Das liege trotz des zeitlichen Zusammenstossens nicht an der Impfung, sagen diverse Experten. Viele hätten sich den Kinderwunsch eben bereits 2020 erfüllt, als sie öfter zu Hause gesessen seien. 2021 habe die Krise zudem so sehr aufs Gemüt gedrückt, dass niemand habe Nachwuchs haben wollen.

Wenn das stimmt, ticken die Menschen über Landesgrenzen hinweg genau gleich. Auch in Deutschland geht die Geburtenrate zurück, ebenso in den Niederlanden und in Grossbritannien. Inzwischen ebenfalls bekannt sind die Zahlen aus Österreich: In den ersten sechs Monaten des Jahres kamen



Reaktion des Immunsystems?

über 5 Prozent weniger Kinder zur Welt als im Vorjahreszeitraum. Die Geburtenrate sank auf das Niveau von 2014.

Einen möglichen Grund liefert eine Studie von sechs Wissenschaftlern der Universität von Tel Aviv: Sie haben bei Samenspendern die Wirkung des Impfstoffs von Pfizer/Biontech untersucht.

Wiederholte Messungen ergaben eine Abnahme der Spermienkonzentration von 15,4 bis 22,1 Prozent bei den Geimpften. Eine mögliche Erklärung ist eine Reaktion des Immunsystems auf die Impfung.

Die gute Nachricht: Die Forscher gehen davon aus, dass diese Auswirkung temporär ist. Nach einem halben Jahr dürfte die Zeugungsfähigkeit wiederhergestellt sein.

Die schlechte Nachricht: Es soll in allen betroffenen Ländern regelmässig weitergeimpft werden.

Wenn die Studie aus Israel richtigliegt, wird dadurch aus dem vorübergehenden Effekt eine Langzeiterscheinung.

Stefan Millius

MÖRGELI

Neutralität einst und jetzt

Wer die dauernd bewaffnete, immerwährende Neutralität nicht will, macht sie unglaubwürdig. Die Neutralitätsmüden sitzen in Universitätsinstituten, Redaktionsstuben und Ratssälen. Der Historiker Jakob Tanner meint, die Neutralität sei nicht mehr als ein «Geschäftsmodell», damit «die Kasse klingeln kann». Selbstverständlich hat es nichts mit einem Geschäftsmodell zu tun, wenn Tanner in der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg 311 331 Franken kassiert hat – ohne zum Bericht eine einzige Zeile beizutragen.

Überhaupt sei das Überleben im Krieg «mit massiven Verletzungen des Neutralitätsrechts erkaufte» worden, fügt Tanner bei. Auch die *Republik* bemängelt, dass die Schweiz im Zweiten Weltkrieg ihre Neutralität «zuweilen opportunistisch» gehandhabt hätte. Der *Nebelspalter* rügt, die Schweiz habe damals den Nazis in beträchtlichem Umfang Waffen geliefert, grosszügig Kredite gewährt und den Amerikanern erlaubt, eine Spionagezentrale zu unterhalten. Der Präsident der Mitte-Partei behauptet, die Schweiz habe ihre Neutralität im Zweiten Weltkrieg «halbgrau ausgelegt».

Bei der Aufzählung all dieser wirklichen oder vermeintlichen Sünden stellt sich die Frage: Warum dürfen wir es in der Gegenwart nicht besser machen? Warum müssen wir die Fehler der Vergangenheit wiederholen? Warum haben wir aus der Geschichte nichts gelernt? Stattdessen sollen all die zitierten Rügen, welche die Geschichte betreffen, jetzt das neuerliche Durchwursteln und Schummeln der Schweiz im Ukraine-Krieg rechtfertigen.

Nur noch grotesk ist die Pose, unser Land sei bereit, durch die Verteidigung angeblicher westlicher Werte unter Preisgabe der Neutralität einen Wohlstandsverlust in Kauf zu nehmen. Und ein mutiges Opfer zu bringen. Wahr ist, dass die Hasenfüsse in Politik und Wirtschaft in Angstschweiss schlottern, es könnten uns ein paar Franken entgehen, wenn wir dem Druck der USA und der EU nicht nachgeben. Es waren die Banken, die vom Bundesrat verlangten, die vollen Sanktionen gegen Russland zu übernehmen. Jetzt spielt man Held. Und will bloss Geld.

Christoph Mörgeli

Linksextreme attackieren Juden in Basel

Die Antifa ging den Journalisten Yves Kugelmann tätlich an. Vermutlich galt der Angriff mir.

David Klein

Basel
Am Sonntag in Basel. De-Wette-Park. Antiisraelische Demo gegen die Zionismusfeier. Aus einem Lautsprecher schepert mehrmals die Floskel, es gebe an der Demo «keinen Platz für Antisemitismus». Ein Lippenbekenntnis, denn kurz darauf skandiert der Mob «From the river to the sea!», was dem Ruf nach der Vernichtung Israels gleichkommt.

Der Tross setzt sich in Bewegung in Richtung Bankverein. Dort werden Reden gehalten. Von weitem nehme ich Unruhe unter den Zuhörenden wahr. Ich komme näher und sehe, dass Yves Kugelmann, Chefredaktor des jüdischen Wochenblatts *Tachles*, angegriffen wird. Der bullige Rädelsführer stösst ihn mehrmals heftig.

Yves, ein enger Freund, entfernt sich, kommt aber zurück, während ich den Anführer zur Rede stelle: «Was soll das, wir sind von der Presse!»

In diesem Moment schüttet ein anderer eine Flasche Cola über Kugelmann aus. Ein Wort gibt das andere, ein Vermummter in Schwarz kommt bedrohlich auf uns zu: «Von der Presse, hä?» Bevor die Situation eskaliert, verschwindet die Meute im Getümmel.

«Wir beobachten dich»

Nachdem sich der durchnässte Yves im «Starbucks» in der Freien Strasse die klebrige Cola abgewaschen hat, erzählt er, was passiert ist. Der Rädelsführer wollte Yves am Filmen hindern, bedroht und stösst ihn. Yves besteht auf der Pressefreiheit, das Gerangel beginnt. Etwas lässt mich aufhorchen: Offensichtlich hat der Rädelsführer ihn vor der Auseinandersetzung angepflaumt, er habe hier nichts verloren, weil er für rechte Blätter schreibe. Nun ist das linke *Tachles* alles Mögliche, aber garantiert nicht rechts. Ausserdem hatte ausgerechnet Yves die Zionistenfeier mehrfach kritisiert.

Am Marktplatz treffen wir auf die Polizeisprecher Adrian Plachesi und Stefan Schmitt. Ob das Vermummungsverbot nicht mehr gelte, frage ich. «Die tragen medizinische Gesichtsmasken», antwortet Schmitt, «wir können nichts tun.» Da hat sich der Corona-Staat sicherheitspolitisch selbst ins Knie geschossen.

«Wenn Sie sich bedroht fühlen, gehen Sie einfach von der Demo weg und kommen in unsere Nähe», sagt Plachesi zu Kugelmann.

«Warum soll der Journalist die Demo verlassen, wenn er sich bedroht fühlt?», erwidere ich. «Wir sind immer noch in einem Rechtsstaat.»

Da höre ich eine Stimme: «Fühlst du dich bedroht, David?» Ich drehe mich um und sehe einen schwarzgekleideten Mann. Er trägt eine Hygienemaske, aber ich bin sicher, dass ich ihn noch nie gesehen habe. «Wer bist du?», frage ich.

«Das tut nichts zur Sache», sagt er. «Hauptsache, wir wissen, wer du bist. Wir beobachten dich seit dem De-Wette-Park. Wir kennen dich, David. Wir wissen, was du schreibst.»

Mir kommt ein Verdacht: Die Linksextremen haben Yves mit mir verwechselt. Im Visier der gewaltbereiten Basler Antifa zu sein, begeistert mich mässig, gehört aber wohl zum Job.

David Klein ist freischaffender Journalist in Basel und schreibt regelmässig für die *Weltwoche*.

liebe ist...



... der süßeste Ehemann der Welt.

Hat Markus Blocher recht? Vermutlich

Dank Notstromaggregaten darf und muss es in der Schweiz kein Winterstromloch geben.



Wie werden sich die Energiepreise in Europa und der Schweiz entwickeln? Sie werden verdammt hoch bleiben.

Frage 1 — In Frankreich ist mehr als die Hälfte der Atomkraftwerke nicht am Netz. Werden die Franzosen zumindest jene Werke, die nicht auf Flusswasser angewiesen sind, zum Laufen bringen? Die Hoffnung auf diese höchst unzuverlässige Technologie stirbt zuletzt. Genau wie die Hoffnung, dass unsere Atom-Rostlauben im Winter keinen Keuchhusten bekommen.

Frage 2 — Wie mir der pensionierte ehemalige ABB-Ingenieur Urs Maurer schriftlich und telefonisch mitteilt, kann Birr diesen Winter nicht ans Netz gehen. Weder mit Gas noch mit Öl. Die italienischen Besitzer hätten die Gasturbine in den letzten Jahren als Ersatzteillager benutzt. Auf die Schnelle könne man die Ersatzteile nicht beschaffen. Warum in aller Welt hat man nicht bei Kriegsausbruch die Anlage gekauft und mit Hochdruck «retrogefittet»?

Frage 3 — Es gibt eine Pipeline, die Genua mit der ehemaligen Tamoil-Raffinerie in Collombey verbindet. Diese wurde nicht abgebrochen. Kann man diese nicht ganz oder teilweise für die Versorgung der Schweiz verwenden? Sind die Sicherheitsprobleme im Bereich des Grosse-St.-Bernhard-Strassentunnels wirklich so gross, dass Parmelin die fehlenden fossilen Brennstoffe über Schiene und Strasse aus Genua in die Schweiz importieren muss? *Henusode*. Leider ist unser Energiekorporal – wie die Pressekonferenz des Bundesrats aufgezeigt hat – immer noch nicht in der Lage, einfachste Fragen zu beantworten.

Frage 4 — In der SRF-Diskussionsendung «Eco Talk» stellte Markus Blocher folgende steile These in den Raum: Es gibt in der Schweizer Industrie dieselbetriebene Notstromaggregate mit einer Leistung von 4000 MW. Das entspricht der Leistung von vier Atomkraftwerken des Typs Gösgen. Man kann sie benutzen, wenn man die Luftreinhalteverordnung vorübergehend abändert. Wenn Blocher recht hat, darf und muss es in der Schweiz gar keinen Strommangel geben.

Schaut wirklich niemand mehr die Informationssendungen unseres parastaatlichen Fernsehens?

Warum in aller Welt hat bisher niemand diese Aussagen überprüft? Schaut wirklich niemand mehr die Informationssendungen unseres parastaatlichen Fernsehens? Warum kommt in der Beilage der *Weltwoche* – einem Pro-Atom-Heftli der «Schämdi»-Klasse – Markus Blocher nicht vor?

Wir wissen, wie viele Sauen in welchen Schweizer Ställen auf den nahenden Tod im Schlachthaus warten. Aber wir wissen nicht, wie viele Notstromaggregate aktiviert werden können. Und warum in aller Welt unsere Pflichtlager bereits angezapft werden mussten.

Ich gehe davon aus, dass Markus Blocher tendenziell richtigliegt. Und dass Guy Parmelin früher oder später bemerkt, dass man genügend Diesel, Heizöl und Benzin auch über Genua in die Schweiz importieren kann.

Billig wird das alles nicht. Die Energiepreise werden sich für fast alle innerhalb von zwei Jahren beinahe verdoppeln. Weil der Kapitalismus räuberisch und zerstörerisch zugleich ist. Und deshalb auch innovativ.

Innovation 1 — Wer für eine Kilowattstunde Strom neu einen Franken bezahlen muss, wird Tag und Nacht darüber nachdenken, wie er den Stromverbrauch senken kann. Uns droht eine Effizienzrevolution, von der alle, die schrittweise die CO₂-Preise erhöhen wollten, nie zu träumen wagten.

Innovation 2 — Alle Stromverteiler, die über keine eigene Produktion verfügen, werden ab dieser Woche gezwungen sein, vorab in Solarenergie zu investieren. Die grossen Gewinner werden die Berggemeinden sein, weil die Kommission des Ständerats alle Lichter auf Grün stellt. Tempo Teufel.

Innovation 3 — Die Schweiz hat bereits heute zu viel Sommerstrom und zu wenig Winterstrom. Statt neuer Staumauern werden sich Mega-Sandspeicher durchsetzen. Das Prinzip: Im Sommer wird der Sand bis auf 1200 Grad erhitzt. Und anschliessend weitgehend verlustfrei in den Winter transferiert. Um dann verstromt zu werden. Irrtum vorbehalten, haben wir die besten technischen Hochschulen Europas. Statt laufend neue, irrelevante Energiepapierli zu produzieren, müssten sich die Damen und Herren an die Arbeit machen. Sandspeicher sind, wie die Fotovoltaik, keine Raketenwissenschaft. Keine Hexerei also und machbar.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



Es ist wohl ein feministisches Paradox: Ministerpräsidentin Marin.

Finnlands tanzendes Idol

Aus gutem Grund ist die junge Premierministerin Sanna Marin beliebter als andere Politiker. Souverän führte sie durch die Corona-Krise, im Ukraine-Krieg lieferte sie ihr Meisterstück ab.

Horst Bacia

Alle Welt, so scheint es, kennt jetzt Sanna Marin. In letzter Zeit ist es ja fast unmöglich gewesen, nicht ihren Namen zu hören oder zu lesen und sich nicht zumindest oberflächlich auf die über sie verbreiteten Geschichten einzulassen. Wer im Internet unterwegs ist, hat womöglich ein dort umherschwirrendes Video angeklickt, das die Ministerpräsidentin Finnlands ausgelassen tanzend im Kreis johlender, übermütig herumhopsender Freunde zeigt.

Die Aufnahmen wurden in privaten Räumen gefilmt und von der Zeitung *Iltalehti* – «ausnahmsweise», wie es scheinheilig hiess – veröffentlicht. Gleichzeitig identifizierte das Boulevardblatt andere Teilnehmer der Vergnügungen mit ihren Namen. Diese und andere peinliche Bilder geben Anlass, einige naheliegende Fragen zu stellen. Geradezu grotesk wirkt aber die künstliche Aufregung im weltweiten Netz.

Sanna Marin ist 36. Sie zeigt das sehr selbstbewusst. Als sie im Dezember 2019, nach nur vier

Helsinki

Jahren als sozialdemokratische Parlamentsabgeordnete, Regierungschefin wurde, war sie die jüngste überhaupt in einem so hohen Amt. Das allein hat ihr eine internationale Aufmerksamkeit verschafft, wie sie Politikern kleiner Länder selten zuteil wird. Interesse hat sicher auch geweckt, dass die fünf Parteien in der von Marin geführten Regierungskoalition allesamt Frauen zu Vorsitzenden haben.

Anerkennung bei Konservativen

Die Ministerpräsidentin ist nicht nur jung; sie sieht auch gut aus und versteht es, sich stilvoll zu kleiden. Es ist wohl ein feministisches Paradox, dass sie ungeniert ihre Weiblichkeit einsetzt, um mit offiziellen und höchst privaten Fotos, die ins Internet gepumpt werden, von sich ein vorteilhaftes Erscheinungsbild zu projizieren. Marin ist bei Facebook und Twitter, und bei Instagram gibt es inzwischen fast eine Million Menschen, die ihr folgen. Zehntausende sind nach den jüngsten Ereignissen hinzugekommen. Aber die Ministerpräsidentin war schon zuvor ein Star, ein Rollenmodell auch für junge Frau-

en, denen die Politik vielleicht schnurzegal ist: die coole Sanna.

In den sozialen Medien protestieren jetzt weibliche Fans im In- und Ausland unter dem Zeichen #solidaritywithsanna tanzend gegen eine vermeintliche, als spiessig und frauenfeindlich empfundene Verurteilung ihres Idols. Auch Hillary Clinton hat sich mit einem alten Foto zu Wort gemeldet und Marin ermuntert: «Keep dancing». In einem Kommentar der ehrwürdigen Londoner *Times*, die längst nicht mehr ist, was sie einmal war, ist die junge Finnin ausgerechnet mit Churchill und seiner notorischen Vorliebe für Branntwein und Champagner verglichen worden. Sanna Marin amüsierte sich eben auf Rockfestivals oder in Nachtclubs und Bars. Das hindere sie aber nicht, eine gute Ministerpräsidentin zu sein.

Tatsächlich wirft ihr kaum jemand vor, eine schlechte Ministerpräsidentin zu sein. Marin ist aussergewöhnlich populär und wird von vielen für ihren raschen Aufstieg bewundert. Vor nicht einmal vier Jahren war sie noch eine junge, erfolgreiche Kommunalpolitikerin in

Tampere, wo sie Verwaltungswissenschaften studiert hatte, aber ausserhalb der sozialdemokratischen Partei kaum bekannt.

In der Nähe von Finnlands zweitgrösster Stadt ist sie auch herangewachsen – «in einer Regenbogenfamilie», wie Marin sagt. Nach der Trennung ihrer Eltern, angeblich wegen der Alkoholabhängigkeit des Vaters, wurde sie von ihrer Mutter und deren Lebensgefährtin aufgezogen. Zum Vater, der vor einigen Jahren gestorben ist, hatte sie offenbar keinen Kontakt. In einem 2020 publizierten Interview mit der Zeitschrift *Vogue* erklärte Marin: «Ich bin nicht mit ihm aufgewachsen, und ich würde sagen, ich habe keinen Vater.»

Nach der Parlamentswahl im Frühjahr 2019 bildete der Vorsitzende der Sozialdemokraten, Antti Rinne, mit vier anderen Parteien eine Mitte-links-Regierung. Aber schon ein halbes Jahr später wurde er von einem der Koalitionspartner zum Rücktritt gezwungen. Sanna Marin, die in seinem Kabinett Ministerin geworden war, übernahm erst das Regierungsamt und wenige Monate später den Parteivorsitz.

Eigentlich vom linken Flügel der Sozialdemokraten kommend, hat sie als Regierungschefin einen pragmatischen Kurs eingeschlagen und sich durch eine kühle, kontrollierte Ausübung der Macht auch bei eher konservativ gesinnten Wählern Anerkennung verschafft. Durch frühzeitige Einschränkungen des öffentlichen Lebens und effektiv kommunizierte und organisierte Massnahmen ist Finnland vergleichsweise gut durch die Corona-Krise gekommen. Die Vorbereitung des Landes auf den Beitritt zur Nato – eine konsequente historische Kehrtwende nach dem russischen Überfall auf die Ukraine – war ein politisches Meisterstück. In enger Abstimmung mit Staatspräsident Sauli Niinistö konnte Marin bei dieser wichtigen Entscheidung nicht nur einen breiten innenpolitischen Konsens herbeiführen, sondern auch die anfangs noch lavierenden Sozialdemokraten in Schweden mitziehen.

Nicht ohne Grund ist sie beliebter als andere Parteiführer in Finnland. Bei öffentlichen Auftritten beeindruckt die Ministerpräsidentin mit kompetenter Sachlichkeit und präzise formulierten, oft in einem monotonen Tonfall vorgetragenen Stellungnahmen. Der Kontrast zu ihrem enthemmten, infantil anmutenden Verhalten auf dem Party-Video könnte grösser nicht sein. Da zeigt Sanna Marin überraschend ein ganz anderes Gesicht.

Diese Bilder sind nicht etwa heimlich entstanden. Marin produziert sich tanzend und singend bewusst vor dem Auge der Kamera. Irgendjemand hat die Aufnahmen angeblich auf einem internen Benutzerkonto mit etwa hundert Personen geteilt, ehe sie an die Öffentlichkeit gelangten. Dass Marin solche Risiken eingeht, verrät eine gewisse Nonchalance im Umgang mit den sozialen Medien, in denen sie auch sonst

gezielt sehr Privates preisgibt. So etwa das 2018 geteilte Bild der neugeborenen Tochter an ihrer Brust. Oder jetzt eher kitschige Grüsse zum Hochzeitstag an ihren Mann. Sie kennen sich, seit sie achtzehn war, und haben vor zwei Jahren geheiratet.

Freunde aus dem Glitzermilieu

Erstaunlich ist auch, mit welchen Freunden sich Marin in ihrer freien Zeit umgibt. Die meisten kommen anscheinend aus dem Glitzermilieu von Mode, Pop und Rock. Einige dürften ein Interesse haben, aus der Nähe zur Macht persönliches Kapital zu schlagen. Auf der ominösen Party war zum Beispiel eine junge Modefotografin dabei, die Marin zu Beginn ihrer Sommer-

Es entstand ein Bild, das die coole Sanna in Lederjacke, abgerissenen Jeans und Stiefeln zeigt.

ferien beim Besuch eines Rockfestivals getroffen hatte. Es entstand ein Bild in Schwarzweiss, das die coole Sanna in Lederjacke, kurzen, abgerissenen Jeans und Stiefeln zeigt – und im Netz auf Anhieb 27 000 Likes erzielte.

Nach dem Festival wurden Freunde zu einer nächtlichen Nachfeier mit Sauna in die offizielle Residenz der Ministerpräsidentin eingeladen. Dabei tat sich die vor allem als Influencerin für Mode- und Kosmetikprodukte tätige Teilnehmerin eines früheren Miss-Finnland-Wettbewerbs hervor. Über Tiktok wurde ein später gelöscht Foto verbreitet, auf dem sie und eine andere junge Frau sich vor dem blauen Hintergrund zur Schau stellen, der bei Videokonferenzen der Regierungschefin benutzt wird. Die Frauen küssen sich und halten ein Schild mit der Aufschrift «Finnland» vor die entblösten Brüste.

Solche Eskapaden beschädigen das Amt, kratzen an dem sorgfältig polierten Image der kompetenten Ministerpräsidentin und beunruhigen die sozialdemokratische Partei. In sieben Monaten wird ein neues Parlament gewählt. Obwohl Marin viele junge Menschen erreicht, die sich nicht unbedingt bei den Sozialdemokraten zu Hause fühlen, nützt das wenig, wenn sich alles nur um ihre Person dreht und ein Schatten von Skandalen auf die Regierungsarbeit und das künftige Parteiprogramm fällt.

Sanna Marin hat ihr Recht auf Freizeit und Privatheit vehement verteidigt und Fragen von Journalisten tapfer beantwortet. Nach einer parteiinternen Aussprache hat sie zugesagt, aus Fehlern lernen zu wollen, und mit Tränen in den Augen gesagt, sie sei doch auch nur ein Mensch. Im November wird sie 37. In diesem Alter darf man klüger werden.

Horst Bacia ist Schriftsteller und ehemaliger Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Seit einigen Jahren lebt er in seiner Wahlheimat Finnland.

Atomkraft: So einfach wäre der Neu-Einstieg

Die am Dienstag offiziell lancierte Volksinitiative «Jederzeit Strom» will umweltfreundliche Elektrizität generell fördern. Das Hauptziel ist die Aufhebung des Atomkraft-Verbots.

Die Energiewender laufen bereits Sturm gegen das Volksbegehren. Sie schimpfen über eine «unnötige Zwängerei».

Der Vorwurf ist nachgerade zynisch. Wenn man einer Gruppe «Zwängerei» vorwerfen kann, dann den fanatisierten AKW-Gegnern.

Volk und Stände haben seit 1979 fünf Ausstiegs-Initiativen abgelehnt. Und zwar deutlich.

Die Atomgegner haben das nie respektiert. Wenn sie an der Urne scheiterten, setzten sie ihren Willen mit anderen Mitteln durch. Etwa mit der gewaltsamen Besetzung von Kaiseraugst.

2017 gelang es ihnen schliesslich, einen Atomausstieg ins Energiegesetz 2050 zu schmuggeln. Doch niemand weiss, ob das Gesetzespaket das Referendum wegen oder trotz des AKW-Verbotes bestand.

Mehr als eine Absichtserklärung ist der halbherzige Atomausstieg indes nicht. Er kann wie jedes andere Gesetz jederzeit durch eine einfache parlamentarische Mehrheit aufgehoben werden.

Trotzdem ist es gut und richtig, wenn das Volk noch einmal über die Kernenergie abstimmt.

Der Ausbau der Stromproduktion in der Schweiz wurde 1989 mit Kaiseraugst begraben. Stattdessen beteiligte man sich an französischen AKW.

Später kamen Windräder und Solaranlagen im fernen Ausland hinzu. Das war bequem. Und führte absehbar ins Elend.

Um die vernachlässigte Stromproduktion in der Schweiz wieder anzuwerfen, braucht es Jahre. Und es braucht dazu einen sauberen Volksentscheid – der dann auch von allen respektiert werden sollte.

Kurzfristig wird der Ausstieg aus dem Atomausstieg die Versorgungskrise nicht lindern. Doch irgendwann müssen die AKW ersetzt werden, die heute rund einen Drittel unseres Stroms liefern.

Daran sollten wir besser heute als morgen denken. Und aus den Fehlern lernen.

Alex Baur

Zuckerberg lässt eine Bombe platzen

Vor der Präsidentenwahl 2020 warnte das FBI Facebook-Chef Zuckerberg vor russischer Propaganda. Dieser unterdrückte daraufhin Informationen über Hunter Bidens «Laptop from Hell».

Urs Gehriger

Die Saga um Hunter Bidens Laptop zählt zu den grössten Verdunkelungs-Operationen der US-Mediengeschichte. Drei Wochen vor den Präsidentenwahlen 2020 veröffentlichte die *New York Post* Dokumente aus Hunters privatem Computer, die deutliche Hinweise enthielten, dass der Familien-Clan von Joe Biden in korrupte Geschäfte mit China, Russland und zwielichtigen Potentaten zahlreicher Länder verwickelt war. Doch Amerikas Massenmedien schwiegen. Nun hat Facebook-Chef Mark Zuckerberg ein wichtiges Puzzlestück geliefert, wie es zu der beispiellosen Zensur kam.

Wäre Trump bestätigt worden?

Im Gespräch mit Amerikas Podcast-Star Joe Rogan enthüllte Zuckerberg, dass FBI-Agenten im Herbst 2020 vorsprachen. «Das FBI kam zu uns, zu einigen Leuten in unserem Team, und sagte: «Hey, nur damit ihr es wisst, ihr solltet in höchster Alarmbereitschaft sein», so Zuckerberg. «Wir dachten, dass es bei der (Präsidenten-) Wahl 2016 eine Menge russischer Propaganda gab, und wir erwarten, dass es demnächst eine Art *dump* (Veröffentlichung von grossen Mengen Informationen) geben wird, der dem ähnlich ist, also seid wachsam.»

Zuckerberg kooperierte. Als kurz nach der FBI-Warnung die Recherchen über die Familie Biden in der *New York Post* erschienen, wurden diese von Facebook unterdrückt. Ebenso von Twitter und von sämtlichen Massenmedien im Land. Wenig später wurde Biden unbescholten zum neuen US-Präsidenten gewählt. 79 Prozent der Amerikaner, die den Laptop-Skandal um Hunter Biden verfolgt haben, sind gemäss einer neuen Umfrage des Technometrica Institute of Policy and Politics davon überzeugt, dass eine «wahrheitsgemässe» Berichterstattung das Ergebnis der Präsidentschaftswahlen verändert hätte: Statt Biden hätte Trump eine Mehrheit der Stimmen bekommen und wäre im Amt bestätigt worden.

Zuckerbergs Eingeständnis hat das schweigsame FBI derart aufgeschreckt, dass man sich zu einer Stellungnahme gezwungen sah. «Das FBI benachrichtigt routinemässig US-Privat-

unternehmen, einschliesslich Anbieter sozialer Medien, über potenzielle Bedrohungs-Informationen», so die Behörde wenige Stunden nachdem der Facebook-Chef mit seinen brisanten Aussagen an die Öffentlichkeit trat. Es sei darum gegangen, Kunden zu schützen. Selbst-

Inzwischen wurden die Dokumente durch Forensiker im Auftrag von Medien als «authentisch» bestätigt.

verständlich könne man aber «Unternehmen nicht auffordern oder anweisen», eine Geschichte zu unterdrücken. Offensichtlich versucht das FBI, seine Hände in Unschuld zu waschen. Die Beteuerungen wirken wenig glaubhaft.

Wichtig zu wissen: Zum Zeitpunkt der Warnung an Zuckerberg hatte das FBI Hunter Bidens Laptop seit einem Jahr in seinem Besitz. Man hatte also ausreichend Zeit für eine vertiefte Untersuchung. Zweifellos waren Experten der Behörde in der Lage, innert zwölf Monaten festzustellen, dass die Dokumente aus dem ominösen Laptop echt waren. Stattdessen unternahm das FBI eine konzertierte Aktion, die Laptop-Story zu diskreditieren.

Kaum hatte die *New York Post* am 14. Oktober die Hunter-Story veröffentlicht, warnten fünfzig ranghohe aktive und ehemalige Geheimdienstfunktionäre in einem offenen Brief, die veröffentlichten Dokumente hätten alle «Anzeichen einer russischen Desinformations-Kampagne».



Inzwischen wurden die Dokumente durch Forensiker im Auftrag von Medien als «authentisch» bestätigt. Dennoch hat das FBI sich mit keinem Wort für seine Fake News entschuldigt.

Ein weiteres Indiz für eine politisch motivierte Intervention seitens des FBI stammt von Senator Chuck Grassley, ranghohes republikanisches Mitglied des Justizausschusses des Senats. Whistleblower hätten ihm bestätigt, dass das FBI «Informationen über Hunter Bidens kriminelle finanzielle und damit zusammenhängende Aktivitäten gesammelt haben ... verifizier- und nachprüfbar negative Informationen». Diese seien jedoch vom FBI «fälschlicherweise» als (russische) Desinformation bezeichnet worden.

Clintons schmutziges Dossier

Grassley schickte seine brisanten Whistleblower-Aussagen in einem offiziellen Schreiben des Senats an FBI-Direktor Christopher Wray und Justizminister Merrick Garland. Er betonte, die Vorwürfe seien so schwerwiegend, dass sie – falls sie bestätigt würden – beweisen würden, dass beide Ämter «institutionell bis ins Mark korrumpiert» seien. Verantwortlich für die Unterdrückungs-Kampagne im FBI und die Irreführung der Öffentlichkeit sind gemäss Grassley namentlich FBI-Aufsichtsanalytiker Brian Auten und FBI-Sonderagent Timothy Thibault.

Auten wurde als jener Analyst identifiziert, der es «versäumt» hatte, seine Kollegen 2016 auf die «Ungereimtheiten» im gefälschten Steele-Dossier hinzuweisen. Das «schmutzige» Dossier wurde im Auftrag von Hillary Clinton erstellt. Es war ein dreister Versuch, Trump anzuschwärzen und ihn der Absprache (*collusion*) mit Russlands Regierung zu bezichtigen.

Thibault soll versucht haben, eine Untersuchung über kriminelle Geschäftstätigkeiten von Hunter Biden bis einen Monat vor den Wahlen 2020 zu blockieren, so Grassley. In einer neusten Wendung der Hunter-Biden-Saga trat Thibault letzte Woche von seinem Posten zurück. Gemäss Berichten der *Washington Times* wurde er zur Demission gezwungen.

Wicki und die Innerschweizer

Der neue Schwingerkönig verkörpert den Nationalsport wie kein Zweiter. Nach 36 Jahren bringt er die Krone in die Stammlande der Eidgenossen zurück.

Thomas Renggli

Sörenberg

Es ist ähnlich wie die Frage nach dem Huhn und dem Ei: Was war zuerst? Das erste Schwingfest oder der Rütli-schwur? Ein Blick in die Chroniken gibt keine stichhaltige Antwort. Zu lückenhaft sind die Indizien, zu vage die Interpretationen. Die Wurzeln der urhelvetischen Kampfform sind aber zweifellos bei den Sennen und Älplern im Berner Oberland, im Emmental, im Entlebuch sowie in den Kantonen Schwyz, Ob- und Nidwalden sowie Appenzell zu finden. Und fest steht: Der Innerschweizer Schwingerverband (ISV) zählt zu den ältesten Institutionen des Nationalspiels. Ein erster Gründungsversuch wurde 1884 unternommen, die protokollarische Taufe erfolgte neun Jahre später. Der Eidgenössische Schwingerverband wurde erst 1895 initiiert.

Dramatischer Schlussgang

Bis heute ist der ISV der mitgliederstärkste Teilverband. Ans Eidgenössische Schwing- und Älplerfest in Pratteln schickte er die grösste Delegation (85 Schwinger). Zwar schnitt er in der Breite (mit bloss sieben Kranzgewinnen) unter den Erwartungen ab, doch dank Joel Wicki, dem 25-jährigen Entlebucher aus Sörenberg, stellt er zum ersten Mal seit 36 Jahren (und erst das zweite Mal insgesamt) wieder den König, Heinrich «Harry» Knüsel, der Sieger von 1986, hat endlich einen Nachfolger gefunden.

Der Verlauf des Schlussgangs war dramatisch und umstritten. Wicki wehrte sich mehrmals in extremis gegen die Niederlagen – eher seinerseits nach knapp dreizehn Minuten zum siegbringenden Angriff ansetzte und seinen Berner Rivalen Matthias Aeschbacher ins Sägemehl beförderte. Später sagte er: «Das war eine Willensleistung. Ich wollte auf keinen Fall verlieren.» Dass die Entscheidung im Nachgang von gewissen Experten angezweifelt wurde, nervt Wicki: «In unserem Sport entscheiden oft



«Absolut ehrlicher Bub»: Joel Wicki mit Siegerstier Magnus.

Sekundenbruchteile und Zentimeter. Zwei Meinungen sind in vielen Fällen zulässig.»

Im wichtigsten Punkt besteht aber kein Interpretationsspielraum: Joel Wicki ist ein hochverdienter, würdiger Sieger und der perfekte Botschafter des teilweise überkommerzialisierten Nationalspiels. Zwar vertraut auch er den Diensten eines Managers, gleichzeitig sagt er: «Das Wichtigste ist mir mein persönliches Umfeld – meine Eltern, mein Bruder und meine Freundin. Und mein Kindheitstraum ist es, einen eigenen Bauernhof zu führen.»

Es sind Worte, die bei den Traditionalisten des Schwingens gut ankommen – die bei Wicki glaubhaft tönen. Zwar hat der Mann in den vergangenen Jahren ein erstaunliches Medienbewusstsein und eine bemerkenswerte Abgklärtheit entwickelt, dennoch wirkt er noch wie jener kleine Schüler, den sein früherer Primarlehrer Guido Bucher als «naturverbundenen, tierliebenden und absolut ehrlichen Buben» bezeichnet. Nur in etwas habe sich Wicki schon früher von seinen Kameraden unterschieden: «Er hatte mehr Kraft als die anderen. Aber er setzte diese Fähigkeit nie falsch ein.»

Im Sägemehl machte seine Stärke am vergangenen Wochenende den königlichen Unterschied aus – und bestätigte damit den Eindruck der gesamten Saison. Im Jahr 2022 verlor Wicki

nur drei Gänge. In Pratteln war er der konstanteste und technisch beste Schwinger. Vor allem: Der gelernte Baumaschinenmechaniker, der sich derzeit in der Ausbildung zum Landwirt befindet und mit seiner Freundin schon bald in den eigenen Hof in Sörenberg einziehen will, verkörpert mit seiner bodenständigen und naturverbundenen Art die Tradition des Schwingens wie kaum ein Zweiter.

Vergleiche mit Skiass Odermatt

Thedy Waser, seit neun Jahren technischer Leiter des Innerschweizer Schwingerverbands, betont die Bedeutung von Wickis Sieg für die

ganze Region: «Der Erfolg von Joel wird unserem Sport in der Innerschweiz enormen Schub geben. Nun haben die Jungen endlich wieder ein Vorbild, das ihnen zeigt, was alles möglich ist.» Waser vergleicht Wicki mit dem Nidwaldner Marco Odermatt, dem derzeit komplettesten Schweizer Skifahrer: «Marcos Erfolge haben bei uns einen regelrechten Skiboom ausgelöst. Bei Joel wird dies im Schwingen ähnlich sein.»

Tatsächlich: In Sörenberg säumten am Morgen nach dem grossen Triumph die Transparente die Strasse durchs Tal: «Sackstark Joel», «Joel – Wir gratulieren Dir zu deinem tollen Erfolg», «Herzlichen Glückwunsch Joel». Und in der lokalen Volg-Filiale, wo normalerweise die Königsmutter Esther Wicki an der Kasse sitzt, wurden die schwarzen Aktionstafeln kurzfristig zur Glückwunschschaft umfunktioniert: «Bravo König Joel – mer gratulierend ganz herzlich.» Und am Mittwoch folgte die Zugabe für den Gekrönten. Rund 5000 Besucher strömten zum offiziellen Empfang in die 2000-Einwohner-Gemeinde. Es war ein wahrlich majestätischer Anlass.

Und er machte deutlich: Joel Wicki ist nicht nur der König in seinem Dorf. Er vertritt die ganze Innerschweiz – und hat das Stammland des Schwingens aus einer 36-jährigen Lethargie befreit.

Brüssel regiert die Schweiz

Erst übernahm der Bundesrat eins zu eins die Sanktionen gegen Russland. Jetzt richtet Justizministern Karin Keller-Sutter ihre Asylpolitik nach der EU aus.

Marcel Odermatt

Bern

Das Verhältnis zwischen der Schweiz und der Europäischen Union sei in eine Sackgasse geraten. Dieser Satz gehört zum Standardrepertoire vieler Politiker. Sie lamentieren darüber, dass der Bundesrat vor fünfzehn Monaten die Verhandlungen über ein Rahmenabkommen beendet hat. Die Beziehungen seien seither auf Talfahrt, das Verhältnis zerrüttet.

Die Beitrittsfans von der Operation Libero gehen jetzt in die Offensive. Sie haben am Dienstag eine Initiative präsentiert. Diese verlangt vom Bundesrat, dass die Schweiz eine institutionelle Lösung anstrebt, faktisch ein neues Rahmenabkommen. Gleichzeitig nehmen Parlamentarier die Regierung mit Vorstössen in die Zange. Das Ziel ist dasselbe: ein Deal mit der EU.

Handlungsspielraum?

Wie steht es um das Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU? Die Wirklichkeit präsentiert sich wie so oft anders, als es die Politiker den Bürgern weismachen wollen. In Wahrheit rast die Schweiz in bisher ungekannter Geschwindigkeit fadengerade auf Brüssel zu. Jahrzehntlang im hohen Orbit kreisend, steht die rote Kapsel mit dem weissen Kreuz jetzt kurz vor der Landung.

Als Treiber dieser Annäherung wirken die Aussen- und die Flüchtlingspolitik seit Ausbruch des Ukraine-Kriegs im Februar. Der Bundesrat hat die EU-Sanktionen gegen Russland eins zu eins übernommen und so mit der altbewährten Neutralität der Schweiz gebrochen. Auch im Asylwesen hat er die Entscheidungsgewalt an die EU weitergereicht.

Justizministerin Karin Keller-Sutter gab am 11. März bekannt, dass die Schweiz den Schutzstatus S für Ukrainerinnen und Ukrainer aktivieren würde. Die freisinnige Bundesrätin erklärte, das Aufenthaltsrecht sei auf ein Jahr befristet. Wer damals glaubte, dass die Landesregierung ihren Handlungsspielraum wahrte, sieht sich jetzt getäuscht.

Auf die Frage der *Weltwoche*, ob der Bundesrat eine Verlängerung oder einen Widerruf des



Das Volk ist zum Zuschauen verdammt: Bundesrätin Keller-Sutter.

Schutzstatus S befürworte, sagt Keller-Sutter: «Wir werden bezüglich des Widerrufs oder der Verlängerung des Schutzstatus S von Geflüchteten aus der Ukraine mit den Staaten des Schengen-Raums und der EU koordinieren. Eine Sonderlösung oder ein Alleingang der Schweiz in dieser Frage ist undenkbar.»

Mit anderen Worten: Wie es mit den Asylsuchenden aus der Ukraine weitergeht, wird nicht in Bern, sondern in Brüssel entschieden. Dort sitzen Staaten am Schalthebel, die aus politischen oder militärischen Gründen entsprechend andere Interessen verfolgen. Manche grenzen sogar an Russland und die Ukrai-

ne und befinden sich damit in einer gänzlich anderen Situation als die Schweiz.

Deutlich weniger grosszügig

Die Rücksichtnahme auf die Befindlichkeiten der EU erstaunt auch aus anderen Gründen. Anders als oft behauptet stellt die Flüchtlingskrise für die Schweiz eine grössere Belastung dar als für vergleichbare Länder in Westeuropa. Das zeigen Zahlen des Staatssekretariats für Migration (SEM). Die Schweiz hat bisher 62 000 Ukrainern den Schutzstatus S gewährt. Im Verhältnis zur Bevölkerung entspricht das einem Wert von 0,72 Prozent. Belgien kommt

auf 0,46 Prozent, die Niederlande erreichen 0,39 Prozent. In Frankreich beträgt der Anteil sogar nur 0,15 Prozent.

Merke: Die Kernlande der EU sind deutlich weniger grosszügig als die Schweiz.

Auch finanziell engagiert sich die kleine Schweiz massiv. Allein in diesem Jahr rechnet der Bund mit zusätzlichen Asylkosten von vorsichtig geschätzten 900 Millionen Franken – nur für Ukrainer. Jeder Geflüchtete schlägt mit 20 000 Franken zu Buche (Globalpauschale von 1500 Franken pro Monat, getragen von Bund und den Kantonen, dazu eine Sprachpauschale von 3000 Franken). Und der Zustrom hält weiter an: Tag für Tag bekommen hundert weite-

Bekommt die Schweiz etwas für ihre Politik der offenen Türen und Tresore?

re Ukrainer den Schutzstatus S, ohne dass ein Ende absehbar wäre. Die Chance, einen Frieden zwischen Russland und der Ukraine zu vermitteln, hat der Bundesrat unterdessen aus der Hand gegeben. Russland anerkennt die Schweiz nicht länger als neutral.

Steigender Migrationsdruck

Gleichzeitig steigt auch der Migrationsdruck aus anderen Ländern. Allein im Monat Juli registrierte das SEM 1784 Asylgesuche – das sind 3,4 Prozent mehr als im Juni. Die meisten Gesuche stammten von Menschen aus Afghanistan, der Türkei und Eritrea. Für das laufende Jahr rechnet das SEM mit 15 000 Asylanträgen.

Hinzu kommt die reguläre Zuwanderung via Personenfreizügigkeit mit der EU sowie aus Drittstaaten. Bald dürfte die Schweiz neun Millionen Einwohner haben. Allerdings fehlt dazu die Infrastruktur. Eine Strommangel-lage im Winter ist inzwischen ein realistisches Szenario.

Umso schwerer fällt ins Gewicht, dass Bundesrätin Keller-Sutter den politischen Handlungsspielraum in einem wichtigen Dossier freiwillig aus der Hand gegeben hat. Die Schweiz hat faktisch die Personenfreizügigkeit mit der Ukraine eingeführt.

Zwar sagt Keller-Sutter: «Auch Menschen aus der Ukraine, die hier arbeiten, müssen bei einer eventuellen Aufhebung des Status S das Land verlassen. In schwierigen Einzelfällen wird man pragmatische Lösungen finden müssen.» Aber was das bedeutet, ist aus der Vergangenheit bekannt. Es dürfte nicht allzu lange dauern, bis die «schwierigen Einzelfälle» zum Normalfall werden.

Erinnert sei an die Flüchtlinge aus Ex-Jugoslawien, die nach den Kriegen auf dem Balkan in grosser Zahl in der Schweiz blieben. Oder an die Migranten aus Eritrea. Das Volk

beschloss 2013 mit überwiegender Mehrheit, dass Militärdienstverweigerung kein Anrecht auf Asyl darstellt. Der entsprechende Passus ist bis heute ein Papiertiger.

Bekommt die Schweiz immerhin etwas für ihre Politik der offenen Türen und Tresore? Wer die Brüsseler Verlautbarungen studiert, stellt fest: Da ist kein Spurenelement der Anerkennung auszumachen. Die Schweizer Offensive des Wohlverhaltens verpufft ohne die geringste Wirkung.

In der Sackgasse

Eigentlich ist es verrückt: Da schleift der Bundesrat die Schweizer Neutralität bis zur Unkenntlichkeit, da lässt er die Bevölkerung überproportional grosse Lasten der Flüchtlingskrise stemmen, da delegiert er selbst politische Schlüsselentscheide an Brüssel und bekommt dafür – nichts.

Wie kann so etwas passieren? Im Grunde gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder gelingt es dem Bundesrat und seinen Diplomaten nicht, die grossen Leistungen der Schweiz in den Gesprächen selbstbewusst zu verkaufen. Oder den EU-Repräsentanten ist es völlig schnuppe, wie sich die Schweiz verhält. Sie wollen dieses kleine, wohlhabende Land so lange weichklopfen, bis es seine Unabhängigkeit aufgibt und sich via Rahmenvertrag auf Gedeih und Verderb an die EU kettet.

Ein erster Schritt ist getan: In der Ukraine-Frage regiert Brüssel die Schweiz. Die Bevölkerung wurde von dieser Entwicklung überrumpelt. Im Land der direkten Demokratie kann man über jede Renovation einer Turnhalle abstimmen. Aber wenn der Bundesrat die verfassungsgemässe Neutralität des Landes ausser Kraft setzt und Souveränitätsrechte in der Flüchtlingsfrage an Brüssel überträgt, ist das Volk vorderhand zum Zuschauen verdammt.

Die Schweiz ist tatsächlich in eine Sackgasse geraten. Nur ist es eine andere, als viele Politiker, Parteien und Organisationen der Bevölkerung weismachen wollen.



INSIDE WASHINGTON

Warnung vor dem Feuersturm

«Sollte Donald Trump nach dem Clinton-Debakel wegen missbräuchlichen Umgangs mit geheimen Dokumenten angeklagt werden», warnt Senator Lindsey Graham, «wird es Aufstände in den Strassen geben.» In einem Interview in der Fox-News-Sendung «Sunday Night in America» sagte der Senator aus South Carolina mit Nachdruck: «Die meisten Republikaner glauben, wenn es um Trump gehe, gebe es kein Gesetz.» Und fügte düster hinzu: «Ich habe mir nie mehr Sorgen um das Gesetz und die Politik gemacht als gerade jetzt.»

Der ehemalige Militärrichter der US Air Force stimmt damit in den Chor juristischer Experten ein, die das plumpe Vorgehen des FBI, angeblich im Namen der National Archives and Records Administration, kritisiert haben. Der ehemalige Generalstaatsanwalt Michael Mukasey bezeichnete den Haus-suchungsbefehl des FBI als «vollkommen richtungslos», er habe «die Beschlagnahme von praktisch jedem Blatt Papier dort» autorisiert. Der ehemalige Polizeichef der Regierung von George W. Bush erklärte, James Madison, der den Artikel der amerikanischen Verfassung formuliert hatte, der Durchsuchungen und Beschlagnahmen im Allgemeinen verbietet, «muss in seinem Grab rotieren wie eine Windmühle». Der berühmte Strafverteidiger und Befürworter bürgerlicher Freiheitsrechte, Alan Dershowitz, hält fest, die Agenten könnten bei ihrer ohnehin «allzu breitgefächerten» Razzia ihre Kompetenzen überschritten haben, indem sie auch Melania Trumps Schränke durchstöberten.

Nun, da allerlei Whistleblower davon berichten, wie parteiisch das FBI sei und in wie viele Wahlen eingegriffen worden sei, könnte ein gerichtliches Vorgehen gegen den Anführer von «Make America Great Again» in der Tat einen Feuersturm auslösen.

Amy Holmes

Marx im Disneyland

In Chile wird über die erste Woke-Verfassung der Welt abgestimmt. Sie soll Pinochets Erbe in ein rot-grünes Paradies verwandeln.

Alex Baur

Der Verfassungsentwurf, über den die Chilenen am 4. September befinden müssen, ist mit seinen 388 Artikeln mehr als dreimal so umfangreich wie das bisherige Grundgesetz von 1980. Nicht nur die gendergerechte Sprache beansprucht ihren Platz. Für Volumen sorgen vor allem die neuen Rechte der Chileninnen und Chilenen, gegossen in 109 Artikel mit jeweils Dutzenden von Absätzen.

Besonders wichtige Rechte – etwa die der indigenen Völker, LGBTQ+ und anderer Minoritäten – sind mehrfach abgesichert. Sogar die Natur und das Klima, eine Weltneuheit, werden zum Rechtssubjekt, das seine Ansprüche autonom einklagen kann. Heissumstrittene Anliegen wie Sterbehilfe und Abtreibung werden per Federstrich gleich mit legalisiert (der Aufschrei der katholischen Kirche blieb seltsamerweise aus). Und selbstverständlich würde eine Genderquote für öffentliche Ämter und Funktionen gelten: mindestens 50 Prozent Frauen.

Sozialismus auf Samtpfoten

Der chilenische Sozialismus des 21. Jahrhunderts kommt auf Samtpfoten daher. Alle werden beschenkt, keinem wird etwas genommen. Karl Marx im Micky-Maus-Gewand. Der Staat garantiert allen eine Rundumversorgung «von der Wiege bis zur Bahre» («desde el nacimiento hasta la muerte», Art. 50). Doch man begnügt sich nicht mit dem Recht auf Arbeit, Wohnraum, Gesundheit, Sozialversicherung, Ausbildung, Nahrung, Energie oder digitale Vernetzung. Der Lohn muss «ausreichend» sein, die Miete «dezent», das Essen «ausgewogen». Und damit das schnelle Internet auch optimal genutzt wird, sieht die Verfassung eine Schulung für alle vor. 47 Mal findet sich das Stichwort «promover»: Vom Umweltbewusstsein über die Sexualaufklärung bis zur sozialen Sensibilisierung «fördert» Vater Staat die richtige Gesinnung seiner Schäfchen. Zum rot-grünen Nirwana fehlt nur noch das Recht auf Drogen für alle.

John Lennons Traum («Imagine») wird wahr: Die Nation weicht einem «plurinationalen» Bund indigener Völker. Wie überall in Amerika

gilt in Chile das «ius soli»: Wer im Land geboren wird, gehört der Nation an, völlig unbesehen von Herkunft und Rasse. Mit den Sonderrechten für bestimmte Ethnien wird dieses egalitäre Prinzip aufgeweicht. Das koloniale Primat der Abstammung («ius sanguinis») erfährt eine unverhoffte Renaissance. Wie das genau funktionieren soll, bleibt schleierhaft. Pocahontas und Winnetou sind Geschichte. Auch in Chile haben sich alle

Zum Nirwana fehlt nur noch das Recht auf Drogen für alle.

Indianer – überwiegend Mapuche – längst mit anderen Ethnien vermischt, kulturell wie physisch. Per Gentest liesse sich die Abstammung zwar eingrenzen. Doch wie viel Indianerblut macht einen Indianer aus? 30, 50, 70 Prozent? Auch die Sprache hilft nicht weiter. Laut Zensus beherrscht nicht einmal jeder zehnte derer, die sich als Mapuche definieren, Mapudungun. Bei den Quechuas und Aymara, die schon während der Kolonie mit den Spaniern fusionierten, ist es noch viel schwieriger.



Der Verfassungsentwurf erteilt dem «Neoliberalismus», als dessen Vorreiter Chile seit bald einem halben Jahrhundert gilt, eine radikale Absage. Dabei haben Deregulierungen und Privatisierungen die Wirtschaft aufblühen lassen und die Armutsquote halbiert. Chile ist heute nach Uruguay das zweitreichste Land Südamerikas und jenes mit der höchsten Lebenserwartung (81,7 Jahre). Doch das Wirtschaftswunder hat einen Makel: Es wurde von Augusto Pinochet geschaffen, einem Diktator mit Blut an den Händen. Und das ist für viele unerträglich.

Standard der freien Welt

Für die eine Hälfte der Chilenen gilt Pinochet als Inkarnation des Bösen, für die andere als Retter der Nation. Tatsache ist: Die 1980 unter ihm geschaffene und mit komfortablem Volksmehr (67 Prozent) angenommene Verfassung bescherte dem Land eine stabile Demokratie. In Ayracanía, den Stammlanden der Mapuche, betrug die Zustimmung mehr als 80 Prozent. Es könnte damit zu tun haben, dass Pinochet kollektiv bewirtschaftete Ländereien an die Bauern verteilte. Aus linker Sicht war das eine Todsünde. Doch die 69 984 indigenen Familien, die er zu stolzen Landbesitzern machte, zählten zu seinen treuesten Verbündeten. Die chilenische Verfassung von 1980 beginnt mit einer schlichten Sentenz: «Die Menschen werden frei und in Gleichheit an Würde und Rechten geboren. Die Familie bildet den Kern der Gesellschaft.» Was folgt, ist die technokratisch anmutende Ordnung eines demokratischen Staatswesens, das sich stark an das Modell der USA anlehnt. Die vom Staat garantierten Grund- und Freiheitsrechte entsprechen dem Standard der freien Welt.

Welch ein Kontrast zum opulenten Verfassungsentwurf, der Chile zu einem «plurinationalen, interkulturellen, ökologischen, sozialen und demokratischen Rechtsstaat» (so die Präambel) transformieren soll. Doch von der Theorie zur Praxis ist es ein weiter Weg. Wenn man den jüngsten Umfragen glauben will, dürfte der Traum (oder Albtraum) vom sozialistischen Disneyland in Südamerika bereits an den Abstimmungsurnen zerschellen.

Pfister zeigt den Rösselsprung

Was die Werte einer Werte-Partei wert sind, demonstriert der Mitte-Präsident gleich selber. Noch vor kurzem schwärmten seine Kollegen und er von China. Jetzt gilt das Gegenteil.

Christoph Mörgeli

Werte vor Wirtschaftsinteressen, forderte Mitte-Präsident Gerhard Pfister flächendeckend in den Blättern von Tamedia: «Unsere pragmatische Aussenpolitik funktioniert nicht mehr.» Sein plötzlicher Abschied vom Pragmatismus erstaunt. Noch im Januar hat Pfister bezüglich Energiepolitik bedauert: «Realistische und pragmatische Lösungen werden verzögert und verhindert.» Auch in der EU-Politik verlangte seine Partei vom Bundesrat eben noch, «pragmatisch für die Interessen der Schweiz in Brüssel einzustehen». Doch die gegenwärtige geopolitische Entwicklung, so der Mitte-Präsident, laufe «auf einen Kampf zwischen den demokratischen und den autokratischen Staaten hinaus». Die Schweiz werde nicht darum herumkommen, sich auch an Sanktionen gegen China zu beteiligen.

Der Einsatz für die Demokratie – so lautet das Credo der Mitte-Partei – stehe über den «wirtschaftlichen Interessen der Unternehmen in diesen Regionen». Selbstverständlich sei dies mit Wohlstandsverlusten verbunden. Doch unser Wertesystem wie Rechtsstaatlichkeit oder Sicherheit des Privateigentums verträge keine Kompromisse. Bei den jüngsten Enteignungen von russischen Staatsbürgern in der Schweiz hat man von der Mitte allerdings solche Aussagen vermisst. Dessen ungeachtet verlangt Gerhard Pfister eine «wertebasierte Globalisierung», die unsere Werte «zur Bedingung des Handels mit unseren Partnern» macht.

Euphorie für die «Neue Seidenstrasse»

Gerhard Pfister hat unlängst behauptet: «Die Mitte warnt schon lang, dass auch mit China business as usual nicht mehr geht.» Da ist dem Publikum allerdings etwas entgangen. Denn seine Parteifreunde haben sich regelrecht berauscht an der kommunistischen Volksrepublik. Laut Lobbywatch trägt ein gewichtiges Mitglied der parlamentarischen Freundschaftsgruppe Schweiz-China den Namen Gerhard Pfister. Auch seine Mitte-Kameraden Erich Ett-



«Das Vorbild ist China»:
Nationalräte Pfister, Schneider-Schneiter.

lin, Beat Rieder und Elisabeth Schneider-Schneiter wirken mit in diesem Freundesverbund. Der umtriebige Mitte-Nationalrat Claude Béglé war sogar Begründer der «Parlamentarischen Gruppe Seidenstrasse». Bei der «Neuen Seiden-

Plötzlich sind Werte wichtiger als Wohlstand, obwohl sich Chinas Politik kein Jota geändert hat.

strasse» handelt es sich bekanntlich um ein Wirtschafts- und Propagandaprojekt des chinesischen Staatspräsidenten Xi Jinping.

Als fanatischste China-Freundin profilierte sich die führende Mitte-Aussenpolitikerin Elisabeth Schneider-Schneiter. Anlässlich ihrer Bundesratskandidatur himmelte sie wie ein verliebter Teenager: «Die «Neue Seidenstrasse» wird auch positive Auswirkungen auf die Schweiz haben. Unsere Position als europäisch-globaler Handelsplatz wird damit gestärkt.» Im gleichen Jahr 2018 zog es sie magisch an die Seidenstrasse, und sie erklärte stolz: «Am Sonntag fliege ich nach Peking mit der aussenpolitischen Kommission des Nationalrats. Thema der Studienwoche ist die «Neue Seidenstrasse» mit zahlreichen Treffen mit lokalen Behörden in China und Kasachstan.»

Gegenüber dem Schweizer Radio SRF bekräftigte Schneider-Schneiter 2019, die Schweiz dürfe «bei der «Neuen Seidenstrasse»-Initiative nicht abseitsstehen». Die Baselbieterin erhob Chinas Seidenstrasse geradezu zum Musterprojekt jeder Entwicklungshilfe: «Schweizer Unternehmen sollen dazu gebracht werden, vermehrt in fragilen Staaten zu investieren. Dazu soll der Bund die Rahmenbedingungen verbessern. Das Vorbild ist China, das mit Milliardeninvestitionen die Entwicklung entlang der Seidenstrasse vorantreibt.»

Wie eine Löwin

Auch die Schweizer Teilnahme an den Olympischen Spielen 2022 in Peking verteidigte die Mitte-Frau Schneider-Schneiter wie eine Löwin: «Wenn die Welt China isoliert, geht es deshalb keinem unterdrückten Uiguren besser.» Dass es bei Auslandsbesuchen auch um die Wirtschaftsinteressen der Schweiz gehe, sei legitim: «Gute wirtschaftspolitische Beziehungen können auch der Friedensförderung dienen.» In einem Vorstoss rügte Schneider-Schneiter, «dass die China-Kompetenz in der Schweiz noch häufig unterentwickelt ist». Und 2019 verkündete sie als Präsidentin der Handelskammer beider Basel: «Gute internationale bilaterale und multilaterale Beziehungen – so fremd das Gegenüber auch sein mag – sind eine wichtige Grundlage für den Erfolg der Schweizer Wirtschaft und für den Erhalt unseres Wohlstands.»

Plötzlich aber sind für Mitte-Chef Gerhard Pfister Werte wichtiger als Wohlstand. Obwohl sich Chinas Politik kein Jota geändert hat. Pfisters Rösselsprünge sind legendär. Eben noch hat er für eine Verschärfung des Kriegsmaterialexportgesetzes gestimmt, um später nach Kriegsmaterialexporten in kriegführende Staaten wie die Ukraine zu rufen. 2014 liess er die NZZ melden: «Gerhard Pfister ist gegen den Atomausstieg und warnt vor parlamentarischer Hybris.» Seither propagiert er mit seiner Mitte das Gegenteil.

Napoleon von der Fleet Street

Lord Northcliffe erfand den modernen Boulevardjournalismus und prägt bis heute die Medien. «Drei Themen haben immer Nachrichtenwert», sagte er: «Gesundheit, Sexualität und Geld.»

Andrew Roberts

London

Alfred Harmsworth, der spätere Lord Northcliffe, war der mächtigste Zeitungsverleger in der britischen Geschichte, an dem sich alle späteren Pressemagnaten wie Lord Beaverbrook, Robert Maxwell und Rupert Murdoch messen lassen müssen. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs besass er nicht weniger als 40 Prozent (nach Auflage) der britischen Zeitungen – ein bis heute beispielloser Marktanteil. Seine Blätter prägten Meinungen, setzten Trends und beeinflussten die Politik.

Kinder in Zeitung eingewickelt

Mit Erlaubnis der Familie Harmsworth erhielt ich als erster Biograf seit seinen offiziellen Biografen vor siebzig Jahren völlig freien Zugang zum umfangreichen Privatarchiv von Lord Northcliffe. Ich stiess auf erstaunliche Dinge, die bis dahin unter Verschluss gehalten worden waren, nicht zuletzt mit Blick auf sein Privatleben und seine zahllosen Geliebten. Wer also war dieser Mann, der praktisch aus dem Nichts in jene Position aufstieg, in der er über das Schicksal des grössten Imperiums der Welt mitentschied?

Alfred Harmsworth wurde 1865 in Dublin als Sohn eines armen Lehrers geboren, der später nach London ging und Anwalt wurde, dann aber dem Alkohol verfiel. Er war das älteste von elf Kindern, und wegen der Trunksucht des Vaters war es dessen Frau Geraldine, die die Familie zusammenhielt und von ihrem Sohn Alfred zeitlebens verehrt wurde. Die Harmsworths waren so arm, dass Geraldine das jüngste ihrer Kinder einmal – welche Ironie, wie sich zeigen sollte! – in Zeitungen einwickeln musste, um es zu wärmen.

Alfred begeisterte sich schon als Schüler für den Journalismus. An seiner Schule im Londo-



«Alles, was ungewöhnlich ist»: Pressemagnat Harmsworth.

ner Stadtteil St John's Wood gab er die Schülerzeitung heraus, schrieb kurze, lebendige Artikel und verwendete knallige Überschriften. Sein Vater wollte, dass er in Oxford oder Cambridge studierte, doch ihn zog es in die Fleet Street, das Zentrum des viktorianischen Journalismus, wo er über so völlig beliebige Themen wie «Seltsame Schmetterlinge» oder «Was Leierkastenmänner verdienen» für jedes Blatt schrieb, das seine Beiträge drucken wollte.

Er arbeitete hart und hatte bereits mit zwanzig so viel Geld verdient und so viele Kontakte zu wohlhabenden Leuten geknüpft, dass er seine eigene Zeitschrift gründen konnte, die unter

dem Namen *Answers to Correspondents on Every Subject Under the Sun* erschien. Bald stellte sich der Erfolg ein, und nur vier Jahre später verkaufte sein Verlagsimperium Amalgamated Press, das er um populäre Magazine wie *Comic Cuts*, *Boys' Own Paper* und *Forget-Me-Not. A Pictorial Guide for the Home* erweitert hatte, mehr als eine Million Exemplare wöchentlich. Diese Zeitschriften befriedigten die Nachfrage nach Wissen und Unterhaltung einer neuen Generation, die dank dem Education Act von 1870 die Schule besucht hatte. Harmsworth hatte seine neue Zielgruppe entdeckt: Büroangestellte, Angehörige der Mittelschicht, Berufspendler.

Mit Kapital aus seinen Zeitschriften gründete er 1896 die *Daily Mail*, die nicht einen ganzen Penny kostete, wie die meisten anderen Zeitungen in London, sondern nur einen halben. Das Blatt richtete sich an gewöhnliche Leser, und Harmsworth sagte, eine Zeitung für Arbeiterinnen müsse mit ebenso grosser Sorgfalt gemacht werden wie die *Times* für die Oberschicht. Nichts wurde dem Zufall überlassen. Harmsworth produzierte immerhin sechzig Nullnummern, bevor

das Blatt auf den Markt kam. Überall im Südosten Englands wurden Eisenbahnbrücken mit Werbung für die *Daily Mail* zugepflastert. Die Zeitung war sofort ein gigantischer Erfolg, und 1899 wurden schon mehr als eine Million Exemplare täglich verkauft.

Für Harmsworth hatte «alles, was ungewöhnlich ist» Nachrichtenwert. Die Dinge sollten kurz, klar und konzis erklärt werden. «Drei Themen haben immer Nachrichtenwert – Gesundheit, Sexualität und Geld», sagte er; und ein andermal: «Es ist eine grosse Kunst, am Puls der Leute zu sein.» Dass liberale Intellektuelle und feinsinnige Geister das Blatt ver-

achteten, kümmerte ihn nicht. «Die *Daily Mail* ist die unbeliebteste Zeitung der Welt», sagte er. «Sobald das nicht mehr der Fall ist, werde ich mir andere Mitarbeiter suchen.» Und er war überzeugt: «Was unbedingt in die Zeitung soll, hat selten Nachrichtenwert; was verschwiegen wird, hat fast immer Nachrichtenwert.»

1903 gründete Harmsworth den *Daily Mirror*, der als «die erste Tageszeitung für die Dame» annonciert wurde. Zwei Jahre später kaufte er die älteste noch existierende britische Sonntagszeitung, den *Observer*, der kurz vor dem Bankrott stand, dank Harmsworth aber bis heute existiert – genau wie der *Mirror*. 1905 gründete er mit seinem Bruder und Geschäftspartner Harold Harmsworth (dem späteren Lord Rothermere) sogar eine komplett neue Stadt in der kanadischen Provinz Neufundland. In Grand Falls gab es schöne Häuser, eine Kirche, Sportvereine und ein Kunstzentrum. Vor allem aber gab es dort

Für 320 000 Pfund Sterling kaufte er die «Times», die renommierteste Zeitung der Welt.

die grösste Papierfabrik der Welt, die Holz aus den umliegenden Wäldern verarbeitete, die ebenfalls in ihrem Besitz waren – eine Fläche, so gross wie die englischen Grafschaften Sussex, Surrey und Kent zusammengenommen.

Im März 1908, inzwischen war ihm der Titel Lord Northcliffe verliehen worden, gelang Alfred sein nächster Coup: Für 320 000 Pfund Sterling kaufte er die *Times*, die renommierteste Zeitung der Welt. Er schnappte sie einem Konkurrenten auf raffinierte, aber ganz legale Weise vor der Nase weg.

Er sah die deutsche Gefahr voraus

Noch nie kontrollierte eine einzige Person so viele Zeitungen und hatte einen so grossen Einfluss auf das, was Millionen Briten lasen und dachten. Harmsworth war weithin als «Napoleon von der Fleet Street» bekannt, aber für seine Angestellten war er immer «der Chef». Ihnen gefiel, dass er den Journalisten bessere Gehälter zahlte, bei Konflikten mit Politikern und dem Establishment immer zu ihnen hielt und sich mehr für die Leser interessierte als für die Mächtigen, die inzwischen seine Freundschaft suchten.

Die *Times* stand kurz vor dem Bankrott, und mancherorts wurde befürchtet, Northcliffe werde das Blatt in eine etwas teurere Version der *Daily Mail* verwandeln. Doch er senkte den Verkaufspreis der *Times* und gewann damit viele Leser. Er schaffte die modernsten Druckmaschinen an, modernisierte das Layout und



versprach, die Unabhängigkeit seiner Redaktion (der «alten Bande», wie er sie nannte) zu respektieren.

Doch binnen weniger Jahre setzte er in der *Times*, wie in all seinen anderen Zeitungen, seine Ansichten durch, aber es waren meist zutreffende Ansichten. Northcliffe sah deutlich die Gefahr voraus, die das wilhelminische Deutschland für das Machtgefüge in Europa bedeutete. In England und Deutschland wurde er regelmässig als antideutscher Panikmacher und Kriegshetzer beschimpft, aber der Lauf der Geschichte sollte ihm recht geben.

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs kritisierte Northcliffe seinen Freund Winston Churchill, der als Marineminister das Fiasko bei Gallipoli zu verantworten hatte. Er plädierte nachdrücklich für eine allgemeine Wehrpflicht und für die Rationierung von Lebensmitteln und erkannte früh, dass Premierminister Herbert Asquith ein völlig ungeeigneter Kriegspremier war. Im Mai 1915 schrieb er einen Leitartikel für die *Daily Mail*, in dem er den Kriegsminister Lord Kitchener für den Mangel an Geschützmunition an der Westfront kritisierte. Was dafür sorgte, dass die *Daily Mail* in der Londoner Börse verbrannt wurde, aber auch zur Bildung einer neuen liberal-konservativen Koalitionsregierung führte. Als Asquith im Dezember 1916 schliesslich zurücktrat, erschien die *Daily Mail* mit der triumphierenden Schlagzeile «Die Versager treten ab», begleitet von Fotos der entlassenen Minister.

1917 wurde Northcliffe von Premierminister David Lloyd George in die Vereinigten Staaten entsandt, um dort als Chef der britischen Militärmission Werbung für die Sache der Alliierten zu machen. 1918 wurde er zum Direktor des Amtes für Propaganda in feindlichen Ländern ernannt. Wegen dieser und vieler anderer Beiträge würdigte ihn der australische Premierminister William Hughes als «eine der bedeutenden Kräfte, die den Sieg ermöglichen haben». Der ehemalige deutsche Kaiser Wilhelm II. erklärte in seinem holländischen Exil: «Ach, diese Propaganda von Northcliffe! Es war kolossal.» Und sein Adjutant fügte

hinzu: «Hätten wir einen Northcliffe gehabt, hätten wir den Krieg gewinnen können. Was für ein Mensch!»

Northcliffe war nicht sonderlich sympathisch. Er verachtete die Schotten und war ein bössartiger Antisemit. Seine Frau Mary behandelte er schlecht, einmal buchte er sogar zwei benachbarte Logen im Royal Opera House – für sie und seine Geliebte Kathleen Wrohan. In meinem Buch lege ich dar, dass Wrohan nicht die Mutter der drei Kinder war, die sie als ihre und Northcliffes Kinder ausgab, weil sie nicht beider DNA besaßen. Ob er wusste, dass sie von ihr adoptiert waren, ist nicht bekannt, aber Wrohan hielt sich in den Zeiten von

ihm fern, in denen ihm hätte auffallen können, dass sie nicht schwanger war.

Angst vor vergifteter Eiscreme

1922 starb Northcliffe, psychisch derangiert, an maligner Endokarditis, auch wenn seinerzeit Syphilis als Todesursache vermutet wurde. Ich habe in meinem Buch seine Krankheit untersucht und auch seine Psychose. Er war überzeugt, dass die Deutschen ihn mit vergifteter Eiscreme ermorden wollten, er bedrohte seine Mitarbeiter mit einer Pistole, und im Bahnhof von Boulogne rief er, dass Gott ein Sodomit sei. Aber seine letzten Worte waren völlig klar: «Gebt Mutter einen Kuss von mir und sagt ihr, dass sie die Einzige ist.»

Andrew Roberts, Professor für Geschichte am Londoner King's College, hat Biografien über Napoleon und Churchill geschrieben. Sein Buch «The Chief. The Life of Lord Northcliffe, Britain's Greatest Press Baron» ist soeben bei Simon & Schuster erschienen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Die Frau, die Eisen frisst

Einst verkaufte sie Kinderbücher, heute vertritt sie einen knallharten Kurs im Ukraine-Krieg. FDP-Parlamentarierin Marie-Agnes Strack-Zimmermann mischt Deutschland auf.

Wolfgang Koydl

Mit dem Debattieren hat sie es nicht so. Unlängst, als sie in ein Café ging, rief ihr ein Mann «Kriegstreiberin» hinterher. Sie drehte sich auf dem Absatz um, baute sich vor seinem Tisch auf und fragte, ob er das wiederholen wolle. «Kriegstreiberin», sagte er. «Arschloch», antwortete sie ihm und stapfte davon. So jedenfalls schildert sie selbst die Szene, und es stimmt schon: Wenn es um den Ukraine-Krieg geht, fällt es Marie-Agnes Strack-Zimmermann schwer, zuzugestehen, dass es auch andere Meinungen geben könnte. Mit dem Unterschied, dass sie in Interviews oder im Bundestag weniger direkte Worte verwendet.

Unverblümt drückt sich die 64-jährige FDP-Frau aber trotzdem aus. Seit Beginn des Konflikts hat sie sich als schärfste Verfechterin eines harten Kurses gegenüber Moskau profiliert. Manchmal scheint es, als ob Bundeskanzler Olaf Scholz nach Kremlchef Wladimir Putin gleich ihr zweiter Hauptfeind sei.

Brandbrief an den Kanzler

«Ladehemmung» in der Frage von Waffenlieferungen hat sie dem Sozialdemokraten schon vorgeworfen. Auf die Frage, ob sie «dem Kanzler mehr auf den Keks geht oder der Kanzler Ihnen», kam die Antwort pfeilschnell: «Vermutlich ich dem Kanzler.» Erst vor kurzem schrieb sie ihm einen «Brandbrief», in dem sie ihn zur Einberufung einer nationalen Ukraine-Konferenz aufforderte. An ihr sollten vor allem auch alle deutschen Rüstungsunternehmen teilnehmen – ein Novum, das es seit den Tagen des Nazi-Rüstungsministers Albert Speer so wohl nie mehr gab. Eine Antwort aus dem Kanzleramt ist wohl auch deshalb bislang ausgeblieben.

Strack-Zimmermann ist keine Hinterbänklerin. Als Vorsitzende des Verteidigungsausschusses hat sie reale Macht – vor allem in diesen kriegerischen Zeiten. Allerdings kam sie erst spät zur Wehrkunde. In den ersten Jahren ihrer politischen Laufbahn war sie als Expertin für Kommunalpolitik bekannt, was wohl ihrer Tätigkeit als Lokalpolitikerin in ihrer Heimatstadt Düsseldorf geschuldet war. Sechs Jahre lang war sie dort stellvertretende Bürger-

meisterin, noch heute ist sie der nordrhein-westfälischen Landeshauptstadt eng verbunden.

In ihrer hochgeknöpften Bluse wirkt die streitbare Dame oft wie eine strenge Gouvernante, doch manchmal schlüpft sie in eine Lederkluft: Seit ihrem 18. Lebensjahr ist sie begeisterte Motorradfahrerin, wann immer sie kann, schwingt sie sich auf ihre BMW. Derzeit ist es aber ein Kickroller, mit dem sie durch den Reichstag saust, damit sie alle Termine rechtzeitig erreicht. Das fällt aus dem üblichen Rahmen, und überhaupt spricht für Strack-Zimmermann, dass sie keine stromlinienförmige Berufspolitikerin ist. Fast zwanzig Jahre lang vertrieb sie Kinder- und Jugendbücher an Buchhandlungen in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz. Auch damals fertigte sie Widerspruch ohne viel Federlesens ab, wie sie einem Interviewer verriet: Wenn ein Händler Zweifel an einem Buch äusserte, habe sie ihm kurzerhand gesagt, dass es ihren Kindern gefalle. Das reichte als Qualitätsausweis.

Inzwischen serviert sie ihre unbequemen Wahrheiten der ganzen Nation. Erst jüngst schwor sie die Deutschen auf «persönliche Opfer» für die Ukraine ein – auch wenn es «für manchen unangenehm sein» sollte. Verständnis für die Probleme, Sorgen und existenziellen Ängste von Millionen Bürgern als Folge des

Krieges liess sie sich hingegen noch nicht entlocken. Die Leiden der Ukrainer haben Vorrang.

Stattdessen wirft sie ihren Landsleuten mangelnde Wehrwilligkeit vor. All das viele Geld, das die Bundeswehr nun endlich erhalte, bringe nichts, wenn es nicht den Willen gebe, das Land auch zu verteidigen. Sie wünsche sich eine Bundesregierung, die das «offen artikuliert» – «selbst wenn kurzfristig von 82 Millionen Bundesbürgern fünf Millionen den Atem anhalten. Sie werden sich wieder fangen.»

«Konfrontativ gegen Russland»

Als Eisenfresserin wird sie gern verspottet, ihr martialisches Auftreten erinnert an die Stimmung in Europa vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. «Jeder Schuss ein Russ, jeder Stoss ein Franzos, jeder Tritt ein Britt», skandierte man damals, und Strack-Zimmermann scheint fast dankbar, dass Putins Krieg der verweichlichten Bundeswehr wieder ein Feindbild beschert hat: «konfrontativ gegen Russland». Damit keine Zweifel aufkommen, dass damit nicht nur das gegenwärtige Regime im Kreml gemeint ist, präzisiert sie: «Das ist nicht mehr Putins Krieg, sondern der Krieg Russlands gegen die Ukraine. Viele im Volk wissen Bescheid. Wir kennen das aus unserer schlimmen Kriegsgeschichte – dass das Volk so tut, als ob es nichts wüsste.»



Wer geht wem mehr auf den Keks? Sicherheitspolitikerin Strack-Zimmermann.

Die Politisierenden und die Fussgehenden

Bisher gehörte ich zu den Kolumnisten. In der Genderwelt gehöre ich nun zu den Kolumnierenden.



Ich beginne mit einem Satz, den man heute nicht mehr schreiben kann. Es ist ein simpler Satz aus der Medienbranche.

Der Satz lautet: «Die Leser, die Zuschauer, die Zuhörer und die Nutzer sind die Konsumenten der Verleger.» Falsch, völlig falsch.

Richtig lautet der Satz: «Die Lesenden, die Zuschauenden, die Zuhörenden und die Nutzenden sind die Konsumierenden der Verlegenden.»

Ja, so schreibt es sich heute. Wenn die *Schweizer Illustrierte* über die Leser von Magazinen schreibt, dann schreibt sie über «die Lesenden». Wenn der *Blick* über die Zuschauer von TV-Shows schreibt, dann schreibt er über «die Zuschauenden». Wenn der *Tages-Anzeiger* über die Zuhörer von Radiosendungen schreibt, dann schreibt er über «die Zuhörenden». Wenn die *NZZ* über die Nutzer von Online-Seiten schreibt, dann schreibt sie über «die Nutzenden». Wenn die «Tagesschau» über die Konsumenten berichtet, dann berichtet sie über «die Konsumierenden». Und wenn die Depeschenagentur über einen Kongress der Verleger schreibt, dann schreibt sie über «die Verlegenden».

Heutiges, gutes Deutsch: Die Lesenden, die Zuschauenden, die Zuhörenden und die Nutzenden sind die Konsumierenden der Verlegenden.

Bevor wir uns weiter über unsere Journalisten lustig machen, ein grammatikalischer Einschub. All diese Endungen mit -enden, von Zuschauenden bis Verlegenden, nennt man substantivierte Partizipien. Sie haben den politisch korrekten Vorteil, dass sie in der Mehrzahlform

geschlechtsneutral und nicht mehr männlich sind. Aus den maskulinen Studenten werden dann, geschlechtsneutral, die Studierenden, aus den virilen Velofahrern werden die Velofahrenenden, aus den Metzgern die Metzgernden.

Die substantivierten Partizipien stammen aus dem links-universitären Lager der Wokeness, wo sie ab 2015 als Antitoxin gegen Männerherrschaften in der Sprache populär wurden. In den letzten zwei, drei Jahren haben sie sich dann epi-

Nur der Bereich der Verbrechenden ist in den Medien von der Genderwut noch nicht voll erfasst.

demisch in den Medien verbreitet. Auf Redaktionen ist das Genderfieber bei den Schreibenden und Redigierenden mittlerweile hoch.

Auch konservative Blätter sind inzwischen völlig auf korrektem Kurs. Selbst die *Obwaldner Zeitung*, der Hausbesetzer nun sicher nicht sympathisch sind, schreibt inzwischen von «den Hausbesetzenden». Auch das bürgerliche *St. Galler Tagblatt* schreibt nicht mehr über die Politiker, sondern über «die Politisierenden». Und die *Südschweiz* aus Chur, dem Kanton der Bündner Jäger, vermeldet: «Die Jagenden erlegten 477 Rehe.»

Die grössten Clowns – sorry, die grössten Clownenden – sitzen natürlich bei den Blättern für die links-grünen Stadtbewohnenden. Bei der *BZ* aus Basel etwa nennen sie Informanten neuerdings «die Hinweisgebenden». Beim *Tages-Anzeiger* in Zürich heissen die Fussgänger mittlerweile schon «die Fussgehenden». Und

das Schweizer Fernsehen berichtet über «die Telefonseelsorgenden».

Ich kann mir auch nicht richtig erklären, warum die Anhängenden dieser absurden Neusprache unter den Journalistenden so zahlreich sind. Ich höre, dass die Gendernenden vor allem unter den jüngeren Artikelproduzierenden und Blattmachenden weit verbreitet sind und oft Druck für sprachliche Sauberkeit machen. Die älteren Journalistenden halten das zwar oftmals für Unsinn, lassen sich aber auf keine Kämpfe mit den Wokenenden mehr ein, sondern flüchten sich in die altbewährte Nische der Journalistenden und werden zu Opportunistenden.

Nur ein Sprachbereich ist in den Medien von der Genderwut noch nicht voll erfasst. Das ist der Bereich der Verbrechenden. Ich habe noch nie von Serienmordenden, Terrorisierenden und Messerstechenden gelesen. Dieses Feld ist im Sinne der Geschlechtsidentität noch nicht korrekt geregelt. Die Verbrechenden kommen linguistisch fast immer aus der Männerecke.

Aber auch rund um die Kriminalisierenden ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis sich auch hier die Gleichmachenden durchsetzen werden. In *20 Minuten* las ich kürzlich bereits über «die Unfallverursachenden» und über «die Betrügenden».

Ich schliesse mit einem Wort in eigener Sache. Auch bei mir haben die Gendernenden natürlich ihre Wirkung. Ich gehöre nun nicht mehr zu den Kolumnisten, sondern zu den Kolumnierenden. Meine Lesenden heissen nun auch neu. Sie sind jetzt meine Kolumnierendenkonsumierenden.

Die Liebe, Lorraine, es ist die Liebe

Das schönste Berner Quartier ist in den Schlagzeilen. Kontroversen gehören zur Lorraine. Sie bringen die Strassen zum Reden, zum Lachen und zum Weinen.

Lukas Vogelsang

Bern
Ich bin genau zwei Strassen neben der Lorraine – dem Berner Quartier, von dem jetzt alle wegen der Sommerposse der «kulturellen Aneignung» reden – aufgewachsen. Unsere Familie lebte sozusagen auf der «guten Seite»: Wir gehörten schon zum Breitenrain-Quartier, genau neben der Kunstgewerbeschule. Beide Quartiere gehören zum Kreis V und eigentlich zusammen. Aber meine Eltern verboten mir, in die Lorraine zu gehen. Dort habe es «Gesindel», und es sei zu gefährlich. Und so fuhr ich jede Woche mit dem Sechs-Liter-Harass auf dem Fahrrad eine Viertelstunde zur Migros beim Breitenrainplatz – dabei hätte ich in zwei Minuten in der Lorraine mein Familien-Ämtli erfüllen können. So was prägt ein Kind.

«Die» Lorraine gibt es nicht

Mit rund 27 Jahren wurde ich zum Betriebsleiter des alternativen Radio Rabe gewählt. Das war mehr Zufall als politische Gesinnung – diesbezüglich war ich undefiniert und wenig interessiert. Das Radiostudio lag fünf Meter entfernt auf Augenhöhe neben den Bahngleisen, inmitten der Lorraine in einem schrecklich versifften Mehrfamilienhaus. Zum ersten Mal war ich selbst Teil von diesem angeblich verruchten Quartier und stellte fest, dass man mir jahrelang Blödsinn erzählt hatte.



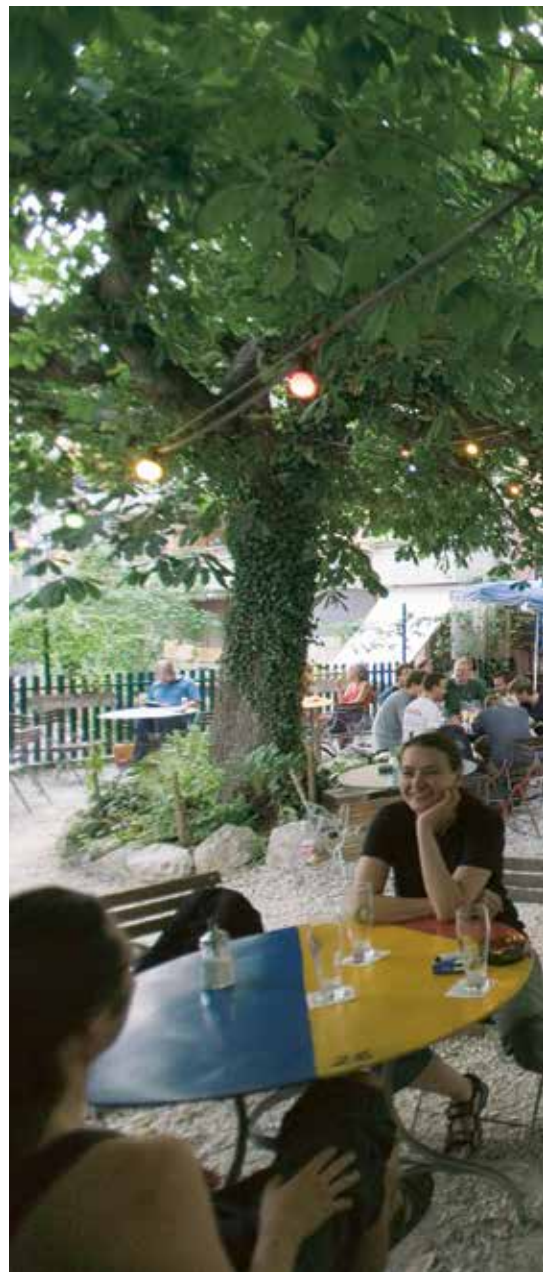
„Tut mir leid, aber den Zahn muss ich Ihnen erst mal ziehen...“

Meine kindliche Vorgeschichte mit der Lorraine entpuppte sich als grosse Lüge und Witz. Was habe ich alles verpasst! Durch meine Arbeit verbrachte ich jetzt viel Zeit hier. Man traf sich zu Sitzungen, ging einkaufen, ver- und pflegte sich. Das Angebot ist sensationell und vielfältig, die Preise sind bezahlbar, von der linken Spelunke bis zu konservativ-bünzligen Restaurants gibt's im Quartier alles. Ich kenne kein anderes Quartier, welches so durchlebt ist: viele Parks und Grünzonen, Spielplätze, ver-

Nur wenigen Orten kann ich den Begriff «Heimat» zuordnen – die Lorraine bekommt die Ehre.

winkelte Gassen und Wege, architektonische «Austobungen» und Schreckensbauten und natürlich die Aare mit dem eigenen öffentlichen Bad. Dieses mit Aarewasser «betriebene» Bad hat Kultstatus, eine beeindruckende Felswand, eine FKK-Zone (seit dem späten 18. Jahrhundert!), und manchmal finden dort sogar Partys statt. Imposant ist gleich nebenan die alte stillgelegte Brauerei Gassner, ein Backsteingebäude unter der Lorraine-Brücke. Da werden heute von der «Füüri» unter anderem grillkulinarische Höhenflüge garantiert.

Einkaufen kann man im Quartier: in der Migros, im Denner und im seit 1997 famos funktionierenden Bio-Quartierladen «Lo-La» (Lorraine-Laden), der Menschen mit eigenwilligen Lebensläufen einen neuen Einstieg in die Berufswelt ermöglicht. Eine lokale Bäckerei beendete leider vor einigen Jahren den Betrieb, aber es gibt jetzt eine Filiale der Breitenrain-Bäckerei Bohnenblust. Weiter finden sich verschiedene Coiffeur-Läden, Pensionen, Schulen, Kindertageseinrichtungen, Startups, Konzertlokale, Kleiderläden, Nähateliers, Lederateliers, Veloläden, der Berner Velokurier, Buchläden, Bodybuilder-Fitnesscenter, die Kantonspolizei Bern, Garagen, Thai-Boxing-Studios, Notariate, diverse Handwerkerwerkstätten, Industriewerkzonen, Bordelle verschiedenster Art, Galerien, Trödler, die



Sensationell und vielfältig:

Heilsarmee, Apotheken, zig Therapiepraxen, es gab mal einen Tauchladen und vieles mehr. Auch die Tamedia hat in der Lorraine ihren nicht unbedeutenden Berner Sitz.

Die Betriebsamkeit in diesem Quartier ist riesig, wenn man bedenkt, dass nur 2000 bis 4000 Menschen hier zu Hause sind (je nach Definition). Aber «die» Lorraine, als ein Ort eines Gesinnungsverbands oder von Menschen mit einem politischen Verschluss, die gibt es nicht. Die Lorraine ist eine kleine Stadt – die Meinungsvielfalt ist genauso unstrukturiert.

Vergessenes Büezer-Quartier

Als «Lorraine» versteht man gewöhnlich nur das Zentrum am Brückenkopf der Lorraine-Brücke. Die Lorraine war eigentlich ein Büezer-Quartier, wie sie überall in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts aufgebaut wurden. Hier fühlte sich die Industrie wohl: Die Maschinenfabrik



«Brasserie Lorraine», Bern.

Wifag, welche als einzige Firma in der Schweiz Rotationsmaschinen und Druckmaschinen herstellte und vertrieb, nutzte den Bahnanschluss ans nationale Schienennetz. Das alte Wifag-Gebäude steht noch heute, und es haben sich neue Gewerbebetriebe eingemietet.

Anfang der vierziger Jahre herrschte in Bern Wohnungsnot. Das angrenzende Wylergut wurde 1943 von der Siedlungsbaugenossenschaft Bern (SBGB) und der PTT aufgekauft, und eine grosse Wohnhaussiedlung entstand. So konnten sich viele Familien unter genossenschaftlichen Bedingungen eine Wohnung oder gar ein Einfamilienhaus leisten. Dieses Beispiel finden wir auch an anderen Orten und Häusern in der Lorraine. Genossenschaften haben diesen Ort seit je geprägt. Und da die Berner Politik für Quartiere wenig Sinn und noch weniger Pläne hat, wusste man sich in der Lorraine gegenseitig zu helfen. Durch die Ge-

nossenschaftsformen wurden die Mieter oder Inhaberinnen zu Genossenschaftlern und beteiligten sich am gemeinsamen Besitz und an den Entscheidungen. So konnte vieles finanziert werden. Das ist gelebte Demokratie und bietet allen die grösstmögliche Freiheit. Hier ist niemand «niemand», und der Mietzins geht nicht einfach durch die Decke.

Dass die kantonale Gewerbeschule Gibb die grösste Berufsfachschule der Schweiz ist, weiss kaum jemand. In der Lorraine wird die industrielle Zukunft der Schweiz ausgebildet, von Laborantinnen, Elektroingenieure, Informatikerinnen bis zum Hotelfachpersonal. Das ist weit weg von der «linken Rumhänger-Szene», welche die Medien in ihrer Sommerposse der Öffentlichkeit präsentierten. Die Schule bringt dem Quartier die tägliche Portion Jugendlichkeit und Umsätze, welche gerade den Gastrobetrieben das Überleben sichern.

Politisch wurde die Lorraine von der Stadt Bern links liegengelassen. Ein *Büezer*-Quartier verdiente in einer Universitätsstadt nicht viel Aufmerksamkeit. Es gab schlicht keinen vernünftigen Plan für dieses Quartier. Und so entstand ein Ort aus gelebtem gemeinsamem Freiraum. Hier hat schon immer der Markt entschieden – nur interessierte sich niemand für den Ort, und der Markt fand unter dem Radar der Haie statt. Durch die natürliche Alterung sind viele Immobilien seit den siebziger Jahren verkommen, wurden zu sozialem Wohnraum. Die Mieten blieben bezahlbar, die Mietverträge waren alt, die Hauseigentümerinnen liessen die Mieter in Frieden, investierten aber auch nichts. Das übernahmen die Mieterschaften –

Diese Durchmischung trägt viel zur Magie bei, die hier herrscht.

dankbar, dass so die Mietpreise günstig und die Freiheit gross blieben. Das Angebot wurde dem Preis gerecht, die Nachfrage füllte das Quartier. Luxus gab es wenig, weswegen einige soziale Schichten keine Lust dazu verspürten, hierherzuziehen. Wer hier lebt, organisiert sich selbst oder gemeinsam mit anderen, egal, ob Professorin, Politiker oder Handwerkerin. Das führt zu einem lebendigen und gesunden Organismus. Handwerkerbetriebe, soziale Strukturen, alles entstand aus gemeinsamen Bedürfnissen. Und wer nicht öffentlich sein will, kann genauso gut anonym hier wohnen.

Aussteigerinnen, Künstler, Studenten

Neue Besitzergenerationen und Erbgemeinschaften wollten nach dem Ableben der alten Besitzerschaften Profit sehen. Jetzt wurde der Markt sichtbar. Während es in den Städten schwierig ist, neuen Wohnraum zu generieren, ist die Lorraine ein Bau-Paradies. Und hier wird momentan viel und modern gebaut. Hier muss alles saniert werden, hier kann man Geld verdienen. Vorbei sind die Zeiten, wo man Zimmer mieten konnte mit einem Ölofen und kaltem Wasser. Die Lorraine gab vielen Menschen ohne Hoffnung eine Bleibe und damit etwas Hoffnung. Aussteigerinnen, Künstler und Studentinnen konnten sich durch die finanziell mageren Zeiten quälen – aber eben in einer sozialen Struktur, die nicht nach Vermögen oder Herkunft verlangt. Aber auch ausgerangte *Büezer* mit niedriger Rente wohnen hier. Rund ein Viertel der Bewohner hier sind ausländischer Herkunft. Allerdings kenne ich unterdessen ebenso viele Unternehmerinnen, Lehrer, Akademikerinnen und Professoren, die hier wohnen. Und diese Durchmischung trägt viel zur Magie bei, welche hier herrscht.

Doch durch die neuen Generationen kam in den letzten Jahren auch Unruhe ins soziale Ge-



Was habe ich alles verpasst! «Café du Nord» (1897), Lorraine-Chilbi (2021).

füge. Wer muss für den Wandel bezahlen? Wo früher ein altes Haus vielen Mittellosen eine Bleibe gab, steht heute ein architektonisch zeitgemässer Wohnblock mit relativ teuren Wohnungen. Zwar ist man bezüglich der Wohnformen wieder als Wohngemeinschaft oder sogar genossenschaftlich organisiert, was neuen Zuzüglern bezahlbaren und familiären Wohnraum ermöglicht. Trotzdem wurden viele Menschen, die hier jahrelang eine Heimat gefunden hatten, verdrängt. Verständlich, dass sich einige Menschen in diesem Stadtteil darüber Gedanken machen. Wo sollen all die

Menschen hin? Sie existieren. Doch die Stadt Bern hat keinen Plan.

Das Paradies ist nicht mehr weit

Nur wenigen Orten kann ich den Begriff «Heimat» zuordnen – die Lorraine bekommt die Ehre, auch wenn ich da nie selbst gewohnt habe. Ich kenne nur wenige Orte, die so lebendig Menschen, egal, welcher Gesinnung, welcher Herkunft, welchen sozialen Umfelds, welcher Geschichte oder sexueller Zugehörigkeit, verbinden. In diesem Quartier gehören alle dazu. Hier habe ich die Ausstellung von

Luigi Colani gesehen, den alle als Spinner betitelten – ich war fasziniert! Hier lernte ich den begnadeten Musiker Teddy Bärlocher kennen, der eine Woche später bei einem tragischen Unfall verstarb. Und das alles mag sich in Anbetracht der jüngsten Geschichte verwirrllich anhören. Doch Kontroversen gehören zur Lorraine. Sie machen das Leben lebenswert, bringen die Strassen zum Reden und zum Lachen oder Weinen. Die Lorraine setzt sich mit Themen auseinander, bevor ihr etwas diktiert wird. Freiheit eben. Ohne das alles wären hier nur ein paar Häuser, ein paar Immobilienmakler und ein paar weitere tragisch-egomane Gestalten.

Wenn ich schon am Vergleichen bin, so würde ich die Lorraine wohl mit Berlin vergleichen. Das ist zwar nicht meine Lieblingsstadt, und grössenmässig ist es vermessen, es fehlt auch die Weltgeschichte – das ist mir alles bewusst. Trotzdem findet man hier eine umtriebige Friedlichkeit, die ich auch in Berlin vorgefunden habe. Und wenn es Sie, liebe Leser, irgendeinmal statt nach Bern in die Lorraine verschlägt, dann suchen Sie die Klangbrücke. Es ist das wohl schönste Kunst-am-Bau-Werk von Bern – nur wenige kennen es. Eine Brücke, die verbindet – einen alten Teil mit einem neuen – und dabei klingt. Sie werden dieses Erlebnis nie mehr vergessen, und dieses Stück Kunst beschreibt das alles besser, als ich es in diesem Text vermag.

Wie gesagt: Es ist die Liebe, Lorraine, die Liebe.

Lukas Vogelsang ist Chefredaktor des Kulturmagazins *Ensuite* (www.ensuite.ch)

MEDIEN

Manchmal provokativ

«*ensuite – Zeitschrift zu Kultur & Kunst*» ist in diesem Jahr 20 Jahre alt geworden und gilt als das grösste Kulturmagazin der Schweiz. Rund 40 Personen produzieren monatlich ein Magazin, das Leserinnen und Leser im Alltag in kulturellen Themen begleitet. Die Redaktion definiert nicht, was Kultur oder Kunst ist, sie versucht sich den Begriffen anzunähern. Dabei provoziert sie oft mit anderen Ansichten oder deckt gravierende Fehler in der Kulturpolitik auf. Die Leserinnen und Leser sollen aber bestimmen, was ihnen gefällt. Lukas Vogelsang hat die Zeitschrift 2002 gegründet und leitet sie bis heute als Chefredaktor und Mitglied der Verlagsleitung.



Andere Ansichten:
Kulturmagazin *Ensuite*.

Frankreichs homosexuelle Mission

Lange war die gleichgeschlechtliche Liebe im Land der Aufklärung verboten. Jetzt sieht sich Paris als Bastion gegen eine konservative Sexualmoral à la Putin & Co.

Jürg Altwegg

Vierzig Jahre Freiheit für die Homosexuellen: Unter diesem leicht trügerischen Motto gedenkt Frankreich der Abschaffung eines Gesetzes, das auf Vichy zurückgeht. Es war ein Wahlversprechen des sozialistischen Präsidenten François Mitterrand. Am 4. August 1982 stimmte die Linke für und die Rechte geschlossen gegen die Streichung des Paragrafen. Anders als bei der Todesstrafe gab es keine Abweichler aus Gewissensgründen. Beide Massnahmen – die zweite war das Ende der Todesstrafe gegen den Willen der Bevölkerung – werden als die grossen zivilisatorischen Fortschritte der Ära Mitterrand gewürdigt.

Das Verbrechen «Sodomie» war allerdings bereits von der Revolution abgeschafft worden. Die Homosexuellen wurden unter verschiedensten Vorwänden diskriminiert («Erregung öffentlichen Ärgernisses»). Vichy erhöhte das Schutzalter bei gleichgeschlechtlicher Liebe auf 21 Jahre. Bei heterosexuellen Verhältnissen betrug es dreizehn, nach 1945 fünfzehn Jahre. Die Gesetzesänderung von 1982 vollzog die Angleichung des Schutzalters.

«Homophobie und die Atombombe»

Darum ging es in der berühmten Petition, die von den führenden Intellektuellen der Epoche unterzeichnet worden war. Sie wird von #MeToo als Plädoyer für die Freigabe von Pädophilie instrumentalisiert. Ihr zumindest frönte der Verfasser, der Schriftsteller Gabriel Matzneff – mit Knaben und Mädchen gleichermassen. Zu den Verehrern des pädophilen Literaten gehörte Mitterrand.

Das Engagement der Homosexuellen für ihre Emanzipation war mit der Aufarbeitung des Faschismus verknüpft. Sie gehörten zu den Ersten, die sich an der Verfolgung der Juden orientierten. In der Literatur wurde das Tabu Vichy über die Themen Inzest und Pädophilie angegangen. Die postmoderne Philosophie deutete die Sexualität nach den Kriterien der Subversion und Transgression.

Der Gleichstellung von 1982 folgten weitere Gesetze gegen die Diskriminierung. Aids

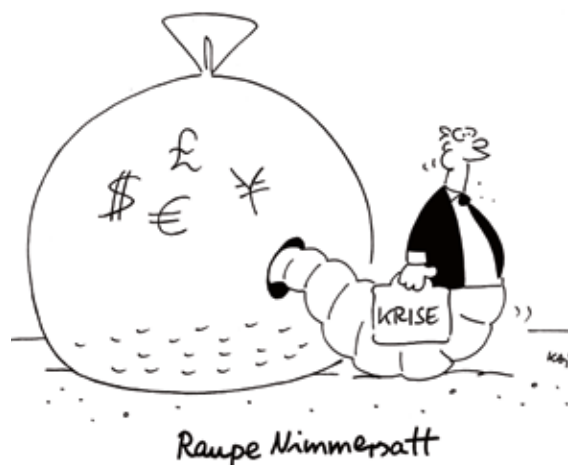
erwies sich als Tragödie. Überlebende Partner wurden aus der Wohnung geschmissen. Bei Erbschaften mussten sie 60 Prozent Steuern bezahlen. Gegen diese Ungerechtigkeiten wurde die Zivilehe eingeführt. Doch der Jahrestag der «sexuellen Befreiung» von 1982 wird nicht mit einer Bilanz der spektakulären Fortschritte begangen. Er ist Anlass von Rücktrittsforderungen gegen vier Minister. Ihre Ursünde: Sie waren 2013 gegen die «Ehe für alle», die Trauung gleichgeschlechtlicher Paare durch den Bürgermeister. Wer sie ablehnte, wird der Homophobie bezichtigt. Und soll heute nicht regieren dürfen. Das wollen nicht nur LGBTQ-Aktivist:innen. Dutzende von prominenten Intellektuellen und Politikern haben in einer Petition die Regierung zum Rauswurf ihrer «schwulenfeindlichen» Mitglieder aufgefordert.

Der Vorwurf der Homophobie ist ein gesellschaftliches Todesurteil. Pardon wird nicht gegeben.

Der politischen Rechten war ihr Votum von 1982 nie vorgeworfen worden. Die jetzigen retroaktiven Gesinnungsprozesse erinnern an die antifaschistischen Säuberungen nach dem Krieg. Sie mobilisieren ein herrliches Feindbild, das Marschall Pétain mindestens

erwies sich als Tragödie. Überlebende Partner wurden aus der Wohnung geschmissen. Bei Erbschaften mussten sie 60 Prozent Steuern bezahlen. Gegen diese Ungerechtigkeiten wurde die Zivilehe eingeführt. Doch der Jahrestag der «sexuellen Befreiung» von 1982 wird nicht mit einer Bilanz der spektakulären Fortschritte begangen. Er ist Anlass von Rücktrittsforderungen gegen vier Minister. Ihre Ursünde: Sie waren 2013 gegen die «Ehe für alle», die Trauung gleichgeschlechtlicher Paare durch den Bürgermeister. Wer sie ablehnte, wird der Homophobie bezichtigt. Und soll heute nicht regieren dürfen. Das wollen nicht nur LGBTQ-Aktivist:innen. Dutzende von prominenten Intellektuellen und Politikern haben in einer Petition die Regierung zum Rauswurf ihrer «schwulenfeindlichen» Mitglieder aufgefordert.

Der politischen Rechten war ihr Votum von 1982 nie vorgeworfen worden. Die jetzigen retroaktiven Gesinnungsprozesse erinnern an die antifaschistischen Säuberungen nach dem Krieg. Sie mobilisieren ein herrliches Feindbild, das Marschall Pétain mindestens



ebenbürtig ist: Putin. Auf die «Homophobie und die Atombombe» reduziert ihn Frédéric Martel, Autor des Weltbestsellers «Sodom: Macht, Homosexualität und Doppelmoral im Vatikan». Martel, Professor an der Zürcher Hochschule der Künste, führt Putins Radikalisierung auf die «Ehe für alle» zurück. Er führe seinen Krieg als «letzte Bastion gegen die Homosexualisierung der Welt». Sein Ausbruch hat französische Paare daran gehindert, ihre bei ukrainischen Leihmüttern bestellten Kinder abzuholen. Martel gehörte zu den Initianten der gescheiterten Überführung von Rimbaud und Verlaine ins Pariser Panthéon, den Tempel der Helden und Märtyrer der Republik – im Zug ihrer «Homosexualisierung».

Emanzipation und Inquisition

Das Parlament will nun auch noch finanzielle Entschädigungen für die Opfer des 1982 gestrichenen Gesetzes. Der Vorwurf der Homophobie ist ein gesellschaftliches Todesurteil. Pardon wird nicht gegeben. «Wir verzeihen nicht», so eine Sprecherin von Gaylib: «Hätten sich die Minister antisemitisch oder antisemitisch geäussert, über Juden oder Muslime, wären sie schon lange nicht mehr im Amt. Es darf keine Hierarchisierung der Diskrimination geben.» Ein der Homophobie angeklagter Abgeordneter sprach von «Inquisition».

Um die Wogen zu glätten, bewilligte Premierministerin Elisabeth Borne drei Millionen Euro für die Schaffung weiterer Auffangzentren für LGBTQ-Menschen. Die staatliche Beratungsstelle für Familienpolitik, «Planning familial», organisiert derzeit eine nationale Plakatkampagne, die das Recht auf Leihmutterchaft für Transmänner propagiert: eine «Frage der Gleichheit». Auch einen LGBTQ-Botschafter will Borne ernennen. Er soll «weltweit die Straffreiheit der Homosexuellen und Transmenschen propagieren».

Diskriminierung, Emanzipation, Inquisition: Frankreich huldigt einer neuen Utopie, Ideologie und historischen Mission.

Warum Russland nicht verlieren wird

Die Unterstützer der Ukraine erhöhen die Risiken eines Atomkriegs.
Mit dem Wirtschaftskrieg drängt der Westen die Globalisierung zurück.

Erich Weede

Die Sowjetunion beziehungsweise Russland hat die Wiedervereinigung Deutschlands und dessen Anschluss an die Nato zugestanden, nicht mehr. Schon die erste Runde der Nato-Osterweiterung, vor allem der Beitritt Polens, war für Moskau ein Ärgernis, das Überschreiten einer ersten roten Linie. Als die Nato dann mit den drei baltischen Staaten in das Gebiet der ehemaligen Sowjetunion expandierte, wurde aus Moskauer Perspektive eine zweite rote Linie überschritten.

Dass Polen und Balten aus guten Gründen in die Nato wollten, ist kein Argument, das in Moskau akzeptiert wird. Als bei der Bukarester Konferenz 2008 die Aufnahme Georgiens und der Ukraine debattiert wurde, entstand in Moskau der Eindruck, dass die Nato russische Sicherheitsinteressen grundsätzlich missachtet. Moskau – nicht nur Putin – darf man unterstellen, dass die Respektierung russischer Sicherheitsinteressen auf eine Einflussphäre hinausläuft, die zumindest Weissrussland, die Ukraine und die kaukasischen Republiken umfasst.

Moskaus Eskalationsdominanz

Als die Ukraine sich dem Westen annäherte und versuchte, aus der russischen Einflussphäre auszuscheiden, organisierte Putin den Anschluss der Krim an Russland und die Unterstützung von Rebellen im Donbass. Danach beschleunigte sich die wirtschaftliche Abkoppelung der Ukraine von Russland und deren Ankoppelung an den Westen. Je mehr sich die Ukraine wirtschaftlich von der Verflechtung mit Russland löste und sich stattdessen der EU zuwandte, desto schwächer musste die befriedende Wirkung des Handels beziehungsweise des kapitalistischen Friedens zwischen den beiden Ländern werden.

Putin glaubte, handeln zu müssen, um das endgültige Ausscheiden der Ukraine aus der russischen Einflussphäre zu verhindern. Deshalb kam es zum Angriff. Es gibt sogar im Westen strategische Denker, wie John Mearsheimer von der University of Chicago, die aus der Missachtung russischer Sicherheitsinteressen zumindest eine Mitschuld des Westens am Krieg in der Ukraine ableiten. Hier soll auf eine moralisierende und le-



Freiheit des Westens.

galistische Perspektive verzichtet werden. Rechtliche und moralische Urteile haben den Nachteil, dass sie zur Identifikation eines Schuldigen für den Krieg führen. Hat man Putin als Schuldigen identifiziert, was im Westen Konsens ist, dann muss man eigentlich ein Kriegsende anstreben, das der bedingungslosen Kapitulation des Schuldigen zumindest sehr nahekommt. Man darf bezweifeln, ob ein derartiges Kriegsergebnis gegen das atomar hochgerüstete Russland auch nur denkbar ist. Wer davon träumt, spielt mit dem atomaren Feuer. Wir haben nur die Wahl, mit Putin zu leben oder gegen ihn zu sterben. Selenskyjs Hoffnung auf die Rückeroberung der Krim übersieht Moskaus Atomwaffen und die daraus resultierende Eskalationsdominanz.

Putin hatte auf einen schnellen Sieg gehofft. Warum ist er gescheitert? Der Westen hatte die ukrainische Aufrüstung schon vor 2022 unterstützt. Offensichtlich wollen die Ukrainer weder den Anschluss an Russland noch Teil der russischen Einflusszone sein. Deshalb ihr heldenhafter Widerstand. Jetzt liefert der Westen Waffen und Finanzhilfe. Ausserdem haben die westlichen Sanktionen gegen Russland die Dimensionen eines Wirtschaftskriegs erreicht. Aus Moskauer Perspektive ist der Westen Hauptgegner und die Ukraine nur Juniorpartner der

antirussischen Koalition. Der Westen finanziert und rüstet auf. Ukrainer und Russen sterben auf den Schlachtfeldern.

Finanziert der Westen den Sieg, die Unabhängigkeit und Freiheit der Ukraine? Kaum. Das kann nur glauben, wer vergisst, dass wir im Atomzeitalter leben, dass Russland eine annähernd mit den USA gleichwertige Atommacht ist. Wenn man den Ukraine-Krieg als Konflikt zwischen Russland und dem Westen begreift, dann war Putins Angriff der erste Schritt auf der Eskalationsleiter in Richtung Atomkrieg.

Mit den Waffenlieferungen an die Ukraine und dem Wirtschaftskrieg hat der Westen den zweiten Schritt gemacht. Falls durch ukrainischen Heldenmut, westliche Waffenlieferungen und Wirtschaftssanktionen oder auch nur frustrierte russische Kämpfer ein Zusammenbruch der russischen Front droht, hat Putin die Eskalationsoption, den Einsatz von Atomwaffen, vermutlich in der Westukraine. Das wäre der dritte Schritt auf der Eskalationsleiter. Danach hätte der Westen die Wahl, entweder die Ukraine beziehungsweise grosse Teile davon aufzugeben oder den vierten Schritt zu wagen, mit dem Einsatz eigener Truppen und Bomben.

Vermutlich wird der Westen sich dann daran erinnern, dass die Ukraine nicht Nato-Mitglied ist. Unsere Politiker werden Ausflüchte suchen und die westliche Beteiligung am Uk-

*Wir haben nur die Wahl,
mit Putin zu leben
oder gegen ihn zu sterben.*

raine-Krieg reduzieren. Falls es zum russischen Einsatz von Atomwaffen kommen sollte, kann man sich hinterher fragen: War es zynisch oder kurzsichtig, die Ukrainer zum Widerstand zu ermuntern? Sollten möglichst viele Russen sterben? Haben wir die Atomwaffen vergessen?

Meiner Prognose liegt folgende Hypothese zugrunde: Eskalationsprozesse lassen sich am ehesten unterbrechen, wenn die Seite mit sekundären Interessen der mit primären Interessen den Vortritt lässt. Für Russland ist das, was mit der

Ukraine geschieht, existenziell, für den Westen nicht. Der Westen konnte ja den Eisernen Vorhang mitten in Deutschland ertragen.

China profitiert

Durch den Wirtschaftskrieg treibt der Westen Russland in die Arme Chinas. Das Kräfteverhältnis zwischen China und Russland ist nach Bevölkerungszahl oder Wirtschaftskraft zirka zehn zu eins für China. Russland wird Mühe haben, nicht weiter zurückzufallen. Chinas Aufrüstung gegen die USA wird nebenbei irgendwann auch das nukleare Übergewicht Russlands gegenüber China abbauen. Deshalb ist Russland in Gefahr, auf lange Sicht Chinas Juniorpartner zu werden. Daraus ergibt sich eine chinesische Einflusszone bis Petersburg und Königsberg.

Damit wäre China der eigentliche Sieger des Ukraine-Kriegs. Falls Russland in der Ukraine Atomwaffen einsetzen sollte, wird die öffentliche Meinung im Westen Putin und Russland für lange Zeit verteufeln und damit eine künftige Annäherung Russlands an den Westen unmöglich machen, obwohl diese im westlichen und russischen Interesse läge. Die westliche Reaktion auf den russischen Einmarsch in die Ukraine mit zum Wirtschaftskrieg eskalierten Sanktionen wird der globalen Arbeitsteilung einen harten Schlag versetzen. Schon länger hat die wachsen-

de Wirtschaftskraft Chinas amerikanische Strategen beunruhigt und Zweifel am Freihandel begründet. Mit der Pandemie kam die Unterbrechung globaler Lieferketten, was ebenfalls Zweifel am Nutzen der Globalisierung förderte.

Nach dem Wirtschaftskrieg zwischen Russland und dem Westen werden nicht nur Russland und der Westen, sondern auch am Rande stehende Beobachter, wie Chinesen oder Inder, sich fragen, ob man sich auf Freihandel und globale Lieferketten verlassen sollte, wenn der Handelspartner zum Feind werden könnte. Xi Jinpings Idee der «dualen Zirkulation» wird auch im Westen Schule machen. Alle werden versuchen, zumindest innerhalb ihres Wirtschaftsblocks autarker zu werden, aber schwächere Länder von sich abhängig zu machen.

Was bedeutet der Abbau der wirtschaftlichen Verflechtung? Der Frieden durch Freihandel und globale Arbeitsteilung wird schwächer. Es bleibt nur der Frieden durch Furcht vor dem Atomtod, der leider auch keine absolute Sicherheit garantieren kann. Wenn man sich fragt, wie viele kalte Kriege die Menschheit überleben wird, muss die Antwort «nicht unendlich viele» lauten.

Der sich abzeichnende Trend zur Abkehr von der Globalisierung hat noch einen Effekt. Vor allem die wirtschaftliche Freiheit des Westens und die Offenheit westlicher Märkte hatten die

Vorteile der Rückständigkeit begründet. Die bestehen darin, dass ärmere Gesellschaften von den technischen Errungenschaften, Organisationsmodellen und kaufkräftigen Märkten in reichen Gesellschaften profitieren können und deshalb schneller wachsen. Mit Hayek kann man sagen, dass Gesellschaften, denen von ihrer Regierung die Freiheit vorenthalten wird, von der Freiheit und dem daraus resultierenden Wohlstand des Westens profitieren.

Je mehr der Westen sich von der Globalisierung verabschiedet, desto schwächer werden die Vorteile der Rückständigkeit, von denen in der Nachkriegszeit zuerst die Verlierer des Zweiten Weltkriegs – der Westen Deutschlands, Japan und Italien –, danach die vier ostasiatischen Tiger und schliesslich China profitiert haben. Zumindest bei den Beziehungen zwischen den Verlierern des Zweiten Weltkriegs und den westlichen Siegern hat das zu einer dauerhaften Aussöhnung und sogar zum Bündnis geführt.

Wenn der Westen sich aus geostrategischen Gründen vom Ideal der wirtschaftlichen Freiheit und weltweiter wirtschaftlicher Verflechtung zurückzieht, dann wird auch seine Attraktivität für den Rest der Welt, der grossenteils noch arm ist, darunter leiden.

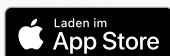
Erich Weede ist emeritierter Professor für Soziologie an der Universität Bonn.

App-Sofort: 24/7 Wirtschaft im Klartext.



handelszeitung.ch/hzapp

Jetzt die neue HZ App
herunterladen!



Alle Inhalte der Handelszeitung jetzt neu in der **kostenlosen App**. Dank der Funktionen wie persönlicher Merkleiste, Silent Push Notification und individueller Themen-Alerts ist es jetzt noch einfacher Wirtschaft im Klartext zu lesen.

HANDELSZEITUNG

Wirtschaft im Klartext.

Freude am Lehrerberuf

Ich war 21 Jahre alt, als ich meine erste Klasse übernahm. Das brachte mir so reiche Erfahrungen, dass ich mich entschied, das Mathematikstudium aufzugeben.

Silvia Blocher

Die vielen Artikel über den Lehrermangel an Schweizer Schulen und die Skepsis der Eltern (oder mindestens der Journalisten) gegenüber den nicht als Lehrer ausgebildeten Hilfskräften haben bei mir Erinnerungen ausgelöst.

Knapp 21-jährig war ich, als ich am Anschlagbrett der Uni Zürich las, dass im Thurgau Lehrermangel herrsche, und man dringend Studenten suche, die als Ersatz einspringen würden. Sofort fühlte ich mich angesprochen, würde ich doch in Kürze mein erstes Vordiplom abgeschlossen haben und die langen Ferien antreten.

Hunderte von toten Fliegen

Ich meldete mich bei der angegebenen Adresse. Schon bald bekam ich Bescheid, dass für mich eine Stelle mit zwei Klassen in Islikon bei Frauenfeld vorgesehen sei.

Und so sass ich nun an einem Montag aufgeregt im Zug und fuhr in das unbekanntes Dorf, den Kopf noch voll mit den Problemen, die ich in den Stunden vorher an der Prüfung zu lösen hatte.

Was würde mich erwarten? Gleich zwei Klassen miteinander! Ob mir das Unterrichten gelingen würde? Ich sprach mir Mut zu: War ich doch selbst erst vor einem Jahr noch auf der Schulbank gesessen.

Das Schulhaus beherbergte drei Klassenzimmer, eines davon, nun meines, für die dritte und vierte Klasse. Bänke standen da, die Schiefertafel war schwarz wie überall, an den Wänden hingen Selbstbildnisse der Schüler.

Über den Schulzimmern waren zwei Wohnungen eingebaut. Eine davon gehörte dem Lehrer, der jetzt die Rekrutenschule absolvierte, und die ich in seiner Abwesenheit bewohnen sollte.

Etwas abgestandene Luft schlug mir entgegen und der Schreck in meine Glieder: Der ganze Fussboden war mit Hunderten von toten Fliegen übersät; man wusste kaum, wohin stehen. Da überkam es mich: die Aufregung über die neue Aufgabe, die Müdigkeit nach den bestandenen Prüfungen, die Unwohnlichkeit meiner neuen Bleibe ... Mir stiegen die Tränen hoch.

Nach Lüften, Putzen und einer unruhigen Nacht stand ich im Schulzimmer und begrüßte

mit Handschlag jedes der lebhaften Kinder, die sich zur Tür reindrängten. Jetzt konnte ich gar nicht anders als mich freuen.

Diese frohe Schar Kinder, die mir da anvertraut waren! Ich stellte mich vor und bat die Kinder, dasselbe zu tun. Dazwischen sangen wir ein Lied, ein Harmonium stand an der Wand.

Liebe, Ehrlichkeit, Respekt

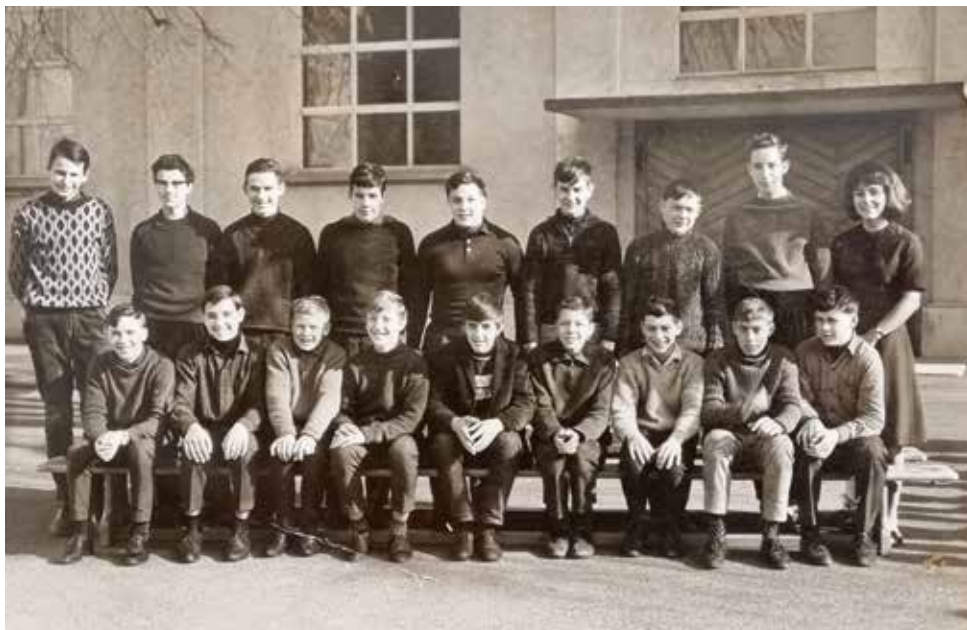
Und schon waren wir mitten im Unterricht: Mit den Drittklässlern rechnete ich, während die Viertklässler Namenskärtchen schrieben und verzierten. Von Anfang an achtete ich auf Ruhe im Schulzimmer, das zu jener Zeit auch

Der berühmte Satz Pestalozzis: «Mit Kopf, Herz und Hand» war mir eine grosse Hilfe.

nicht von Lernhilfen, Legasthenie-Spezialisten, Sonderpädagogen oder Psychologen gestört wurde. Ich lernte schnell, die Länge der Lektionen nach der Aufmerksamkeit meiner Schüler zu richten, die Kinder einzubeziehen und auch auf die nötige Bewegung zu achten, sassen sie doch in strengen Bankreihen. Auch galt es immer zu berücksichtigen, dass da zwei verschiedene Klassen nach Lernstoff verlangten. Konkret hiess das «sich gründlich vorbereiten».

Gefragt nach den wichtigsten Fähigkeiten zum Schule-Geben, wäre meine Antwort: Liebe zu den Kindern, Ehrlichkeit, Einfühlungsvermögen, Vorstellungskraft und Respekt vor dem Leben. Der berühmte Satz Pestalozzis: «Mit Kopf, Herz und Hand» war mir eine grosse Hilfe.

Nach diesen Vertreterwochen in Islikon liess ich mich an weitere leere Lehrerstellen im Thurgau versetzen, zuletzt an eine Abschlussklasse, eine achte Klasse mit lauter «Knaben» (wie man damals sagte). Das brachte mir reiche Erfahrungen, die dazu führten, dass ich das Mathematikstudium aufgab. Ich entschied mich für den Lehrerberuf, den ich mit viel Freude bis zur Ankunft unseres ersten Kindes ausübte.



Und schon waren wir mitten im Unterricht: Autorin Blocher (r.) mit Bubenklasse im Thurgau.

Die neuen Spiesser

Linke sind keine Punks mehr, Konservative schon.



Gibt es irgendein Bild, das den Zustand der Linken besser beschreibt, als das aktuelle der Toten Hosen auf ihrem Twitter-Account? Da sitzt er im ICE, der in die Jahre gekommene deutsche Punk-Adel. Brav mit Maske und vermutlich so oft geimpft, wie es Karl Lauterbach für nötig hält.

Bereits Johnny Rotten, Leadsänger der legendären Sex Pistols, stellte vor einiger Zeit fest, dass die «Rechten» die neuen Coolen sind und die Linken «die wehleidigen, selbstgerechten Trottel, die alle beschimpfen». Wenn die Antifa mit Bannern herumläuft, auf denen «Wir impfen euch alle!» steht, und die Ärzte in der «Tagesschau» auftreten, dann weiss man: Punk is dead. Tot. Aber nicht nur der.

Es würde der Tragweite der gesellschaftlichen Zeitenwende nicht gerecht, wenn man die neuentdeckte Linientreue und leidenschaftliche Arschkriecherei gegenüber der «herrschenden Klasse» einzig auf diejenigen beschränken würde, die sich früher als Punks bezeichneten. Zumal Punkrocker und andere Altrevoluzzer längst nicht mehr den Stellenwert innerhalb der politischen Linken einnehmen, den sie einmal hatten. Heute ist das, was Sagra Wagenknecht einmal die «Lifestyle-Linke» nannte, tonangebend: die woken Student—innen und Kopftuch-Feministinnen. Die Musikmillionäre, die für offene Grenzen und geschlossene *communities* plädieren. Menschen, die alle so lange gegen Kapitalismus und für Klimaschutz sind, wie es nicht den eigenen Privatjet betrifft. Kurzum: die Speerspitze der Bigotterie. Die zehn von zehn auf der heiligen Skala der Doppelmoral.

Bands wie Kraftklub, die zusammen mit den Hollywood-Auswanderern von Tokio Hotel in ihrem gemeinsamen Song «Fahr mit mir (4x4)» gratismutig dazu aufrufen, so zu leben, dass Franz Josef Wagner etwas dagegen hätte. Wobei ich mir nicht ganz sicher bin, ob die Jungs von Tokio Hotel überhaupt wissen, wer der Bild-

Ständig werden Pseudoprobleme erfunden, die über die eigene Irrelevanz hinwegtäuschen sollen.

Kolumnist war und ob dieser nicht eher ein Problem mit besetzten Häusern als der Millionärsvilla in Los Angeles gehabt hätte.

Leute wie Shirin David, Deutschlands Star-Rapperin, die ihr offensichtliches Trauma, nicht als Schwarze geboren worden zu sein, dadurch verarbeitet, dass sie der neuen «Deutschland sucht den Superstar»-Jury öffentlichkeitswirksam eine Absage erteilt, weil ihr die Jury «zu weiss» sei und man ihren Forderungen nach mehr Diversität nicht nachkommen wollte. Menschen, die sich über die Winnetou-Filme aufregen und nach dem N- und dem Z-Wort nun auch das I-Wort für Indianer eingeführt haben – die infantilisierte Gesellschaft lässt grüssen. Unnötig komplizierte Gendersprache und Männer, die sich als Frauen verkleiden, sind okay, aber das I-Wort und Kinder, die sich an Fasching als Indianer verkleiden, nicht. Das ist linke Logik.

Ja, es ist mir ein Rätsel, wie auch nur irgendjemand mit mehr als drei Gehirnzellen glauben kann, dass diese spassbefreiten Spies-

ser, die sich von allem angegriffen und diskriminiert fühlen, die Coolen oder gar die Revoluzzer sind. Es reicht nicht, sich für Anti-Establishment zu halten, man muss es auch sein. Man kann sich nicht ewig darauf ausruhen, dass irgendeine frühere Generation in den 1960ern es einmal tatsächlich für kurze Zeit war, bis man den Marsch durch die Institutionen gegangen ist und spätestens seit den 1990ern mit dem ehemaligen Steineschmeisser Joschka Fischer als Aussenminister und Vizekanzler unter Schröder selbst zum Establishment wurde. Linkssein ist heute nichts weiter als Gratismut. Mut, der keiner ist, weil man nichts dadurch zu befürchten hat.

Heute erfordert es keinen Mut mehr, für den Sozialismus zu sein, sondern dagegen. Es ist nicht mutig, Deutsche pauschal als Rassisten zu bezeichnen, sondern, auch den Rassismus derer anzusprechen, die in der linken Welt stets nur als Opfer gelten. Es erfordert ebenso keinen Mut, Klimaschutz zu befürworten, sondern höchstens, die grünlinke Vorstellung davon in Frage zu stellen. Grenzen zu ziehen, ist heute schwieriger, als sie einzureissen. In Bezug auf die Zuwanderung genauso wie bei der Frage der Geschlechter.

Links ist kein Punk mehr. Konservatismus ist es. Und insgeheim weiss man das bei den Linken auch, weshalb man dazu übergegangen ist, ständig neue schrottrige Pseudoprobleme zu erfinden, die über die eigene Irrelevanz hinwegtäuschen sollen. Das funktioniert aber eben nur so lange, wie es keine echten Probleme gibt.

Mann im Anzug

Seit einem Jahr ist der Schweizer Daniel Grieder Chef von Hugo Boss. Sein Einstieg ist gelungen, die Marke wird wieder wahrgenommen. Kann er den Relevanzverlust aufhalten?

Mark van Huissing

Er strahlte Zuversicht aus, ach was: Begeisterung, als er im Juni auf die Bühne des Schweizer Markenkongresses im Zürcher Hotel «Dolder Grand» trat. Entsprechend jagte ein Superlativ den nächsten in seiner auf Denglisch, der im Geschäftsleben üblichen Mischung aus Deutsch und Englisch, gehaltenen Präsentation – er (und sein Team) sei dran, das volle Potenzial der Marke zu entfesseln. Das heisst, «Marke» war gestern, heute ist es *tech driven premium fashion platform*, technologiegetriebene Premium-Modeplattform. Und eine solche bediene nicht Verbraucher, sondern habe Fans. Was sich, natürlich, auch in den Zahlen niederschlagen werde: Vier Milliarden Euro Umsatz seien angestrebt bis 2025 (2021 waren es 2,8 Milliarden), der Ebit, operative Gewinn, soll dann 480 Millionen oder 12 Prozent der Verkäufe betragen (aktuell 228 Millionen oder rund 8 Prozent). Und so weiter und so fort.

Feuerwerk von der Schwäbischen Alb

Weshalb auch nicht? Der heute Sechzigjährige hat schon einmal eine vergleichbare Aufgabe angenommen und aus einer ermüdeten, nicht mehr relevanten Marke eine wieder frische und erfolgreiche gemacht. Damals handelte es sich um Tommy Hilfiger, den amerikanischen Anbieter von vor allem Freizeitbekleidung. Das Unternehmen befand sich in den 2000er Jahren, als Grieder der Verantwortliche fürs Europageschäft mit Büro am Hauptsitz in Amsterdam wurde, in einer ähnlichen Lage wie Hugo Boss zurzeit. Vor zwei Jahren, als er Tommy Hilfiger verliess – 2015 war er CEO, oberster Chef, geworden –, waren die Schwierigkeiten längst Geschichte. Und seinerzeit, sagt Daniel Grieder, sei Hugo Boss sein Nordstern gewesen.

Um diesem wieder zu hellerer Strahlkraft zu verhelfen, zündete Grieder ein Feuerwerk. Anfang dieses Jahres wurde die sogenannte Boss-Squad auf allen wichtigen Kanälen, die die sozialen Medien bieten, aktiv. Neun der wichtigsten Influencer – Meinungsführer mit Millionen von Followern, die sich auf deren

Nachrichten abonniert haben – aus Popkultur und Sport werben mit ihrem Namen und Körper für das Unternehmen aus Metzingen am Fuss der Schwäbischen Alb, darunter Future, ein amerikanischer Rapper, Hailey Bieber, die Ehefrau von Justin, oder Matteo Berrettini, ein italienischer Tennisspieler. Sie verbreiten die Slogans «Be your own Boss» respektive «Hugo for it» – Ersterer steht für Kleidung der Marke Boss, die die zwischen 1980 und 1995 geborenen Millennials anspricht, Letzterer für Hugo mit

Die Social-Media-Ballerei und -Knallerei, so sieht's aus, hat sich gelohnt.

modischeren, frecheren Outfits für die Generation Z (Jahrgänge ab Mitte der 1990er Jahre; Hugo-Botschafter sind etwa die amerikanische Tänzerin Maddie Ziegler oder BM, ein Rapper in Südkorea).

Die Social-Media-Ballerei und -Knallerei, so sieht's aus, hat sich gelohnt: Bisher wurden fünfzehn Milliarden Impressions gemessen, das sind abgerufene Bilder, beziehungsweise 800 Millionen Engagements (Rückmeldungen der Empfänger wie Likes et cetera; «rekordhohe Zahlen», sagt Grieder). Ein von den Markenbotschaftern besonders stark verbreitetes Hoodie, ein Kapuzenpullover, wurde zum best- und raschestverkauften Stück in der 98-jährigen Unternehmensgeschichte.



Da stellt man sich wenigstens ein paar Fragen: Wer soll das bezahlen, wer hat so viel Pinkepinke? Weiter, davon abgesehen: Kann ein solches Vorgehen nachhaltig sein? Löst es Probleme, die das Unternehmen hat? Hugo Boss verdient zwar, wie erwähnt, immer noch Geld, doch die Zukunftsaussichten der Firma sind seit einigen Jahren weniger erfreulich. Weshalb ich nach Metzingen bei Stuttgart fuhr, um von Daniel Grieder in seinem Chefbüro im modernen, hellen Hugo-Boss-Campus mit viel Beton und Glas Antworten zu bekommen.

Das schwierige zweite Album

Er bezeichnet sein Vorgehen als *growth strategy*, Wachstumsstrategie, und sagt: «Sie kostet natürlich auch Geld, das ist klar.» Bis 2025 sollen 500 Millionen Euro für den Retail-Bereich, die physischen Verkaufskanäle, ausgegeben werden, zusätzliche 150 Millionen in die Digitalisierung der Marke fliessen sowie die Marketingaufwände von 6 Prozent der Verkäufe auf 8 Prozent steigen. Ein Besuch im ersten neuen Boss-Laden an der Londoner Oxford Street zeigt, wie bald überall geshoppt werden soll: Der Laden ist eine Art Schauraum, in dem man Kleider kaufen kann, der aber auch voll von Bildschirmen ist, auf denen man die Markenbotschafter begleiten und bewundern darf (sowie Stücke auswählen plus bestellen, die nicht an Lager sind).

«Es sind enorme Summen, die wir investieren dürfen», sagt Grieder. Enorm, aber möglich – «ein weiterer Vorteil ist, dass Hugo Boss finanziell wie eine Eins dasteht». Ein Grossteil der Aktien wird an der Frankfurter Börse gehandelt, das Unternehmen hat zudem einen Ankeraktionär: Die italienische Textilunternehmerfamilie Marzotto hält 15 Prozent; weiter liegen 5 Prozent der Anteile bei Mike Ashley, einem Londoner Sportartikelhändler und Boss-Kunden. Anleger vertrauen Grieder, so sieht's aus: Seit er CEO ist, stieg der Boss-Aktienkurs um 26 Prozent, während der (deutsche) Gesamtmarkt seit Juni 2021 um 12 Prozent fiel.

Auf die Nachhaltigkeit seines Eröffnungsfeuerwerks angesprochen, kommt von Grieder

ein Allgemeinplatz: Es sei natürlich eine Herausforderung, Kundinnen und Kunden, Pardon: Fans, sowie Mitbewerber mit der zweiten Werbekampagne erneut so stark zu beeindrucken. «Beim ersten Mal gab es noch keine grosse Erwartungshaltung, jetzt ist jeder gespannt, was wir als Nächstes machen.» Sieben von neun Social-Media-Persönlichkeiten seien weiter im Boot, sagt er bloss, ausserdem sei Naomi Campbell, ein 1990er-Jahre-Supermodel, zugestiegen.

Bis hierher war kaum die Rede respektive Schreibe vom *beef* einer Kleidermarke, der Kleidung nämlich. Liegt's an der Gewichtung, die ich als Autor vornehme? Oder daran, dass Grieder als oberster Chef sich richtigerweise viel mehr um das Unternehmerische – Prozesse, Verkäufe, Kooperationen, Kosten – kümmert als um, salopp gesagt, Schnitte, Stoffe, Farben? Oder auch daran, dass es über Letzteres in diesem Unternehmen nicht so viel zu erzählen gibt?

Schon klar, Hugo Boss ist nicht Gucci oder Prada. Wer bei den Deutschen einkauft, erwartet zwar eine ganze Menge von den mittel- bis höherpreisigen Erzeugnissen (Hosen, Jacken um 200 bis 500 Franken, Anzüge ab 600), unter anderem, dass man sich darin sehen lassen kann. Doch wer Hugo und erst recht Boss kauft, sucht nicht als Erstes den letzten modischen Schrei. Oder um einen Vergleich aus einer wichtigen Branche des Landes herbeizuziehen: Wäre Hugo Boss ein Autohersteller, würden BMW oder Mercedes vom Band rollen, nicht Porsches oder Audis.

Geschäftsmodell Auslaufmodell

Was der neue Chef so nicht gelten lässt. Er legt Wert darauf, dass die Marke Hugo für Fashion stehe. Und dass sowohl Hugo als auch Boss, das klassischere Angebot, bei den Frauen, die allgemein modischere Stücke kaufen als Männer, am stärksten zulegen könne. Was logischerweise zutrifft, bloss schon wegen des Basiseffekts – wenn statt 1000 Damenanzüge 1500 verkauft werden, erzielt man einen tollen Zuwachs von 50 Prozent, verkauft aber in Stückzahlen immer noch wenig (die Zahlen sind frei erfunden). Eine Verehrung oder gar Anbetung von Designern, wie sie bei anderen Marken betrieben wird, solle es denn bei Hugo Boss weiterhin nicht geben, sagt Grieder. Stattdessen «ist die Marke der Star».



«In der Aufwärmphase»: Manager Grieder.

Was zum *beef* des Unternehmens mit gesamt- haft über 15 000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern führt: dem Anzug. Es handelt sich dabei um das Kerngeschäft. Noch immer wird ein Teil der wertigsten Hosen und Jacken in einer Halle am Hauptsitz und somit am Hoch-

Wer Karriere macht, will aussehen wie ein Silicon-Valley-Gründer oder wie ein Hedgefonds-Manager.

preisstandort Deutschland, genauer in Baden-Württemberg, aus eingekauften Stoffen hergestellt. Darauf ist man stolz im Unternehmen. Und auch Grieder, der von einem «Comeback» der Marke spricht, das gegenwärtig stattfindet, nimmt's genau, wenn es um die wichtigen Zweiteiler geht: «Die Marke als Ganzes war in jüngerer Vergangenheit weniger relevant. Das gilt aber nicht für den Anzug.» Jede starke Firma braucht ein Aushängeschild oder Vorzeigemodell – bei Hugo Boss ist das der Anzug. Was gut ist. Und zugleich weniger gut.

Positiv ist, etwas zu haben, was man in der Business-sprache «Kernkompetenz» nennt. Negativ ist, wenn es sich dabei um ein Gut handelt, dessen Produktzyklus eher fortgeschritten ist. Anzüge, so sieht's aus, ständen im Herbst ihres Lebens, falls sie ein solches hätten. Die wichtigsten Gründe dafür: *Casual friday*, Freizeitbekleidung im Büro, gilt heute vielerorts die ganze Woche. Die Entwicklung zum Home-Office infolge der Covid-Pandemie lässt die Anzugsnachfrage weiter zurückgehen. Und über alles gesehen haftet dem Businessanzug heute eher der Ruf des gestrigen, verstaubten Aufzugs der Baby-boomer an, die demnächst ihren Ruhestand antreten – wer zurzeit Karriere macht, will aussehen wie ein Silicon-Valley-Firmen-gründer (Hoodie) oder wie ein Hedgefonds-Manager (T-Shirt, Designerturnschuhe). Das weiss Grieder, schon klar, weshalb er sagt, der Anzug allgemein werde zurzeit «völlig neu interpretiert».

Grösser und weiter

Der oberste Chef einer Kleiderfirma, sagt man, ist auch ihr oberster Hosen- und Jackenverkäufer. Das dürfte im Fall von Daniel Grieder und Hugo Boss nicht anders sein. Wenn der auch im Gespräch lieber grösser und weiter

denkt. Seine Pläne, die er umsetzen will, drehen sich etwa um Ökologie – Hugo Boss ist die Nummer zwei der Branche laut dem Dow Jones Sustainability Index, was Nachhaltigkeit angeht; diese ist der grösste Umweltverschmutzer nach der Ölindustrie. Und um Big Data, also das Auswerten und Bewirtschaften von Informationen zu Konsumgewohnheiten der Kundinnen sowie Kunden plus Markterkenntnissen, wodurch sich Rohstoffe und Kosten sparen sowie Überproduktion vermeiden lassen. Und nicht zuletzt denkt er über das M & A-Potenzial nach, Merger & Acquisitions – also das Zukaufen von Unternehmen, um den Umsatz zu erhöhen.

Seine *growth*-Strategie läuft bis ins Jahr 2025, das Jahr, in dem er, nebenbei erwähnt, 64 wird. Die Zeit, sagt man, wartet auf niemanden, auch nicht auf Daniel Grieder. Obwohl für ihn Begriffe wie «Rückzug» und «Rente» noch weit entfernt liegen, ihm fremd erscheinen. Auf die Frage, wo er sich bei der Umsetzung seines Hugo-Boss-Comebacks mittlerweile befinde, antwortet er: «In der Aufwärmphase.»

Wie der Islam aus dem Klima kam

Im 6. Jahrhundert wurde der Süden der Arabischen Halbinsel von einer Dürre heimgesucht. Das erst ermöglichte den Durchbruch einer neuen Religion, wie Basler Forscher nun zeigen.

Pierre Heumann

Eine Dürrekatastrophe auf der Arabischen Halbinsel hat vor 1500 Jahren die Ausbreitung des Islam begünstigt. An der extremen Trockenheit, die mehrere Jahrzehnte dauerte, zerbrach die damals dominierende Macht auf der Arabischen Halbinsel, das Königreich Himyar, das im heutigen Jemen herrschte. Durch die Implosion entstand nicht nur ein militärisches und politisches Vakuum. Die Menschen suchten in den unsicheren Zeiten nach einem neuen Sinn im Leben. Da kam der Islam als Orientierungshilfe gerade zur richtigen Zeit.

«Die Bevölkerung war durch Hunger und Krieg in grosse Not geraten», sagt der Basler Quartärgeologie-Professor Dominik Fleitmann. «Damit stiess der Islam auf fruchtbaren Boden: Die Menschen suchten nach neuer Hoffnung, nach etwas, das sie als Gesellschaft wieder zusammenführen konnte. Das bot ihnen die neue Religion.»

Arabia Felix

Die These, dass der Untergang des Königreichs Himyar die Ausbreitung des Islam begünstigt hat, ist zwar nicht neu. Aber bisher fehlten Beweise dafür, dass der Süden der Halbinsel im 6. Jahrhundert wirklich von einer Dürre heimgesucht wurde.

Doch jetzt herrscht Klarheit: Zusammen mit einem Team hat Fleitmann sowohl das Ausmass als auch die Dauer der Trockenheit nachgewiesen, die im 6. Jahrhundert die Arabische Halbinsel heimsuchte. Damit stützt er die These, wonach ein Klimaschock den Weg für die schnelle Ausbreitung des Islam geebnet hat.

Die Beweise für die damalige Extrem-Trockenheit fand Fleitmann in einer Tropfsteinhöhle im nahegelegenen Oman. Dort untersuchte er die Schichten eines Stalagmiten. Diese bilden sich im Laufe von Tausenden von Jahren aus Mineralien, die sich im Wasser ablagern, das in die Höhlen tropft. In ihren Jahresringen enthalten sie eine Aufzeichnung vergangener Niederschläge – nicht viel anders als bei Bäumen.

Mit Hilfe dieses «Klimaarchivs» kann Fleitmann jetzt definitiv nachweisen: «Es gab im 6. Jahrhundert eine lange Periode der extremen Trockenheit.» Aufgrund der Datierung der Ringe in Stalagmiten und durch die Untersuchung des Zerfalls von Uran- und Thoriumisotopen war er in der Lage, anhand der chemischen Zusammensetzung der Gesteinsschichten ab-

«Himyar verfügte über eines der effizientesten und fortschrittlichsten Bewässerungssysteme der Welt.»

zuschätzen, wie viel es in jedem einzelnen Jahr geregnet hat. Das Resultat: «Es war die wohl schlimmste Dürre auf der Arabischen Halbinsel in Südarabien in den letzten 10 000 Jahren.»

Beim Stichwort Jemen fallen einem heute vor allem Elend, Hunger und Krieg ein. Aber in der Antike wurde die Südwestecke der Arabischen Halbinsel wegen ihres Niederschlagsreichtums als «fruchtbares Arabien», Arabia Felix, bezeichnet.

«Damals verfügte Himyar über eines der effizientesten und fortschrittlichsten Bewässerungssysteme der Welt, ähnlich wie Israel heute», sagt Fleitmann. Die Bauern bewirtschafteten ihre knappen Wasserquellen geschickt mit

terrassenförmig angelegten Feldern und einer ausgeklügelten Zufuhr von Wasser zu den Feldern. Kernstück war der Marib-Damm – mit seiner Länge von 650 Metern und einer Höhe von 15 Metern ein eindruckliches Bauwerk der Antike. In ihm sammelte sich der Regen, der zur Bewässerung von fast hundert Quadratkilometern reichte. Doch gegen die Dürre half er nicht.

Myrrhe und Weihrauch

Die mehrjährige Trockenperiode war zwar nicht der einzige Grund für den Untergang des Königreichs von Himyar. Das Zusammenspiel von Hungersnot, Migration, Unruhen und Konflikten, die damals ausgetragen wurden, schwächte die Regionalmacht zusätzlich. Nachdem sie sich während vier Jahrhunderten erfolgreich gegen Invasionen hatten wehren können, unterlagen die Truppen Himyars im 6. Jahrhundert den christlichen Äthiopiern.

Parallel dazu wetteiferten zudem das Byzantinische und das Persische Reich um den Einfluss in Südarabien und dessen florierenden Handel mit Myrrhe und Weihrauch. Die beiden Mächte rieben sich im ersten Drittel des 7. Jahrhunderts in einem langen und blutigen Konflikt auf.

All diese Ereignisse bildeten letztlich die Grundlage für die Entstehung einer neuen religiösen und politischen Identität in Arabien, so Fleitmann: «Sie war ein wichtiger Faktor für die grossen gesellschaftlichen Veränderungen in jener Zeit.»

Angesichts der wirtschaftlichen Turbulenzen und der politischen Zersplitterung war es nur eine Frage der Zeit, bis sich die Stämme Arabiens unter einer neuen Führung vereinigten, die sie schliesslich im Propheten Mohammed und seinen Nachfolgern ab den 620er Jahren fanden. Die Krise in Südarabien erhöhte die Bedeutung der Wirtschaftsmetropolen weiter nördlich. Mekka und Medina wurden – Dürre sei Dank – zum Zentrum der neuen Weltreligion. Der Rest ist Geschichte.



Der Hass des Regenbogens

Gutmeinende reden nicht mehr von den Verdiensten, sondern vom angeblichen Rassismus der Frauenbewegung. Jüngstes Opfer: Feministin Sophie Passmann.

Cora Stephan

Erbarmen! Es ist nicht leicht, Feministin zu sein. Man muss sich grosse Mühe geben, um auf der richtigen Seite auch immer richtigzuliegen. Da kommt es auf jede Nuance an – wer statt des genderkorrekten Glottisschlags bei einem falschen Zungenschlag erwischt wird, bekommt *flak*, etwas, was wir auf Deutsch passenderweise Shitstorm nennen.

So geschehen auch der deutschen Autorin Sophie Passmann, Feministin und Influencerin, dank eines Interviews in der Schweizer Zeitschrift *Annabelle*.

Neuerdings ist nicht mehr von ihren Verdiensten in Sachen Feminismus und Männer-Bashing die Rede, sondern von ihrem Rassismus. Denn, so bekennt sie selbst durchaus reumütig, sie habe «die Daseinsberechtigung schwarzer Medienschaffender, die sich gegen Rassismus aussprechen, geschmälert oder sogar negiert».

Um Himmels willen! Was nur hat sie gesagt in ihrem Interview mit der *Annabelle*? Dies: «Wenn Redaktionen im Namen des Antirassismus eine schwarze Frau zum vermeintlichen Sprachrohr von rassistischen Erfahrungen in Deutschland machen, führt das dazu, dass wieder nur ein Standard reproduziert wird: Wer spricht am lautesten, am funkiesten in ein Interview-Mikrofon hinein? Ohne dabei irgendetwas gegen Rassismus getan zu haben.»

Opferklage als Geschäftsmodell

Das kam nicht gut an, ebenso wenig ihre nachgeschobene Entschuldigung samt Erklärung: Damit habe sie doch lediglich den Medienbetrieb kritisiert, der «einzelne Sprecher*innen verschiedener Gruppen zu Tokens macht», also zu Feigenblättern, damit folge er einer «patriarchalen Struktur».

Schliesslich ist sie eine Weisse, ja eine «privilegierte weisse Pick-Me-Feministin», wie eine Twitterine meint, also eine Feministin, die auf den Beifall von Männern aus ist, falls unsereins den Jargon richtig versteht. Das war noch eine der harmloseren Beschimpfungen auf Twitter.



«Wer spricht am funkiesten?»: Autorin Passmann.

Passmann hat mittlerweile ihren Account dort gelöscht. Verständlich.

Denn gegen die Häme ihrer Kritikerinnen kommt kein vernünftiges Argument an. Ein paar Zeilen unterhalb der inkriminierten Passage erläutert Passmann nämlich völlig richtig, dass es nicht von Erkenntniswert sei, «dass eine

«Das passt nicht zusammen, was unter LGBTQIA+ gebündelt wird. Das ist ein verlogenes Konzept.»

Einzelperson als Angehörige einer identitätspolitischen Gruppe etwas darstellt, für das sie ungefragt die ganze Identitätsgruppe in Mithaft nimmt, weil sie sagt: So sind wir. Das sind unsere Erfahrungen.»

In der Tat. Nicht jeder mit einer anderen als der weissen Hautfarbe fühlt sich rassistisch verfolgt und möchte, dass er von angeblich diskriminierenden Worten wie «Mohrenkopf» oder «Mohrenapotheke» verschont wird. Dass «meine» Erfahrungen stellvertretend für alle anderen stehen, ist eine unangemessene Selbstüberhöhung. Und natürlich kann man auch aus der Opferklage ein Geschäftsmodell machen. «Antirassismus» verkauft Bücher und Fernsehrollen. Passmann hat ausgesprochen,

was auch dem distanzierten Beobachter immer wieder auffällt: Das passt nicht zusammen, was unter LGBTQIA+ gebündelt wird, das ist ein durch und durch verlogenes Konzept.

Mittlerweile kann jede*s den Zug kapern, auf dem sich angeblich alles versammelt, was mit irgendeinem Konsonanten anfängt. Mithaft heisst: Solidarität einfordern, auch da, wo die Interessen völlig entgegengesetzt sind. Angesichts deutscher Regenbogen-euphorie und der Vorliebe für alles, was bunt und divers ist, ist es kaum noch glaubhaft, dass sich alle gleichermassen vor Diskriminierung zu fürchten haben, seien sie schwul oder lesbisch, non-binär, bi oder trans. Im Gegenteil: Es ist

nicht vor allem die Mehrheitsgesellschaft, die diskriminiert – indem sie unterscheidet –, sondern es sind all jene, die sich unter diesem Label geradezu in Sippenhaft genommen fühlen.

Unsichtbarmachen von Frauen

Wenn lesbische Frauen sich nicht auf eine Beziehung mit einer Transfrau einlassen wollen, sind sie – na was? Transphob. Wieso eigentlich? Lesbische Frauen lieben Frauen, nicht Männer, egal, ob die sich statt Malte nun Monika nennen. Frauen sind Frauen und nicht «menstruierende Personen», wie man es in Transdeutsch gern hätte, damit sich bloss kein Transmann diskriminiert fühlt. J.K. Rowling hat schmerzlich erfahren müssen, was es bedeutet, wenn man sich diesem Unsichtbarmachen von Frauen widersetzt. Das sei – na was? Genau: transphob. Auch von schwulen Männer hört man, dass sie Kerle lieben wollen – und keine queeren Paradiesvögelchen. Viele Homosexuelle wollen stinknormal leben – ohne sich permanent zu irgendeiner modischen Bizarrerie bekennen zu müssen.

Nur die deutsche SPD scheint noch nicht begriffen zu haben, dass sich die Bewegung, der sie so eifrig hinterherläuft, längst selbst erledigt hat. Sophie Passmann hingegen ist auf einem guten Weg.

Lob des Frankens

Eine stabile Währung ist eines unserer höchsten Güter. Die Geschichte zeigt, dass die Realisierung dieses Ziels alles andere als selbstverständlich ist.

Ernst Baltensperger

In der Schweiz liegt die Teuerung gegenwärtig bei 3,4 Prozent. Zu hoch, die Nationalbank (SNB) muss Gegensteuer geben. Immerhin, aus internationaler Sicht erscheint die Schweiz damit als eine beneidenswerte Insel. In den Ländern der Euro-Zone beträgt die Inflation derzeit im Durchschnitt 8,9, in den USA 8,5 Prozent (nach 9,1 vor einem Monat). Diese Unterschiede sind nicht Zufall. Sie resultieren daraus, dass die Schweiz ihre monetäre Selbständigkeit gewahrt hat und deshalb den Inflationsdruck wenigstens zum Teil über eine Aufwertung des Frankens abfangen kann. Hatzen wir den Rat jener befolgt, die über Jahre empfohlen haben, die Geldpolitik der SNB möglichst stark jener der Europäischen Zentralbank anzugleichen oder den Franken gar fest an den Euro zu binden, müssten wir heute mit Teuerungsraten wie in den umliegenden Ländern leben.

Was haben die Bürger davon?

Eine stabile Währung ist eines unserer höchsten Güter, vergleichbar mit einem funktionierenden System des Rechts, der öffentlichen Sicherheit oder des Finanz- und Steuerwesens. Eine zerrüttete Währung kann die Effizienz des Wirtschaftssystems schwerwiegend schädigen und im Extrem zum ökonomischen und politischen Zerfall führen. Man denke etwa an die deutsche Hyperinflation der fruhlen 1920er Jahre oder an die monetären und politischen Wirren der 1930er Jahre. Der Wunsch nach einem stabilen monetären Umfeld ist deshalb im Grundsatz unbestritten. Die Wahrungsgeschichte zeigt allerdings, dass die Realisierung dieses Wunsches alles andere als selbstverständlich ist.

Der Schweizer Franken, wie wir ihn heute kennen, wurde 1850 geschaffen, zwei Jahre nach der Gründung des schweizerischen Bundesstaates,

als Abbild und Anhängsel des damaligen französischen Frankens. Er war nicht immer stark. Gegenüber dem französischen Franc neigte er im ersten halben Jahrhundert seines Bestehens zeitweise zur Schwäche. Statt durch einen Zinsbonus, wie wir ihn heute kennen, war er in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg gegenüber der französischen Währung durch einen Zinsmalus (Zinsaufschlag) charakterisiert.

Seit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs hat der Schweizer Franken dann aber gegenüber allen anderen Währungen massiv an Wert zugelegt. 1914 galt der amerikanische Dollar 5,18 Schweizer Franken; heute erhält man für ihn noch knapp einen Franken. Bei den meisten anderen Währungen war der relative Wertverlust noch viel grösser. Das britische Pfund war 1914 gut 25 Franken wert, heute noch etwa

1,15 Franken. Noch weit ausgeprägter

war der relative Wertzerfall beim französischen Franc und, noch extremer, der italienischen Lira. Die nach der Errichtung des deutschen Kaiserreichs eingeführte Mark verlor ihren Wert mit der Hyperinflation der fruhlen zwanziger Jahre und der Währungsreform von 1923 sogar ganz. Wie ist es zu dieser Entwicklung gekommen? Und was haben die Bürger der Schweiz davon?

Der Aufstieg des Schweizer Frankens vom Satelliten des französischen Franc zur selbständigen und starken Währung ging einher

Seit dem Ersten Weltkrieg hat der Franken gegenüber allen anderen Währungen massiv zugelegt.

mit der politischen und gesellschaftlichen Festigung des Landes und dessen zunehmendem wirtschaftlichem Erfolg. Dass die Schweiz von den grossen Kriegen des 20. Jahrhunderts verschont geblieben ist – sei es dank politischer

Klugheit oder aufgrund glücklicher Umstände –, war dabei zweifellos massgeblich von Bedeutung. Es hat die Voraussetzung dafür geschaffen, dass die Schweiz vergleichsweise konsequent eine Politik der Stabilität realisieren konnte. In einer zerrütteten Gesellschaft lässt sich eine stabile monetäre Ordnung schwer aufbauen und erhalten.

Entscheidend war, dass es der Schweiz gelungen ist, Institutionen aufzubauen, die sich als fruchtbar für die Schaffung und Erhaltung politischer und wirtschaftlicher Stabilität erwiesen haben: ein auf Konsens ausgerichtetes politisches System der Konfliktlösung für eine ursprünglich recht heterogene Gesellschaft; ein System moderater Fiskalbelastung; ein System, in dem fiskalische Dominanz der Geldpolitik (abgesehen von einer kurzen Phase während des Ersten Weltkriegs) nie ernsthaft ein Thema war und das die Unabhängigkeit der Zentralbank immer klar respektierte; ein System der wirtschaftspolitischen Mässigung generell.

Starke Währung – Fluch oder Segen?

Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten bei all dem die föderale Struktur des Landes und die Institutionen der direkten Demokratie. Zentral war ohne Zweifel der vergleichsweise ausgeprägte Wille der Schweiz zur finanzpolitischen und monetären Stabilität. Er hat sie im extrem instabilen Umfeld des 20. Jahrhunderts dazu geführt, monetäre Eigenständigkeit zu wählen. Fixe Wechselkurse und einheitliche Währungsräume bringen Vorteile mit sich, wenn sie reibungslos funktionieren. Dazu müssen ihre Hauptakteure aber willens sein, eine gegenseitig konsistente, stabilitätsorientierte Geldpolitik zu betreiben. Letztlich braucht es einen Konsens auch über den monetären Bereich hinaus, über die Verpflichtung zu fiskalischer Stabilität und zu offenen, flexiblen Märkten. Ist dies nicht gegeben, entstehen langfristig unhaltbare Ungleichgewichte. Ein System wird damit mit der Zeit ökonomisch und politisch labil. Ein Fixkurssystem kann dann ein hohes Unruhe- und Spannungspotenzial entfalten.

Die Schweiz hat dies im Lauf ihrer Geschichte mehrfach schmerzhaft erlebt, im 19. Jahrhundert in der Lateinischen Münzunion, besonders ausgeprägt in den Wirren der Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert und abermals in der Endphase des Festkurssystems von Bretton Woods in den frühen 1970er Jahren. Sie hat gelernt, dass ein Leben mit schwankenden Kursen unter solchen Bedingungen das kleinere Übel darstellt und ein Regime flexibler Wechselkurse die attraktivere Alternative sein kann. Wenn zuverlässige, international breit verankerte Überzeugungen und Verpflichtungen auf eine Stabilitätsgemeinschaft nicht erreichbar sind, ist es besser, mit den von Zeit zu Zeit möglichen Turbulenzen eines Systems schwankender Wechselkurse zu leben als mit den Gefahren eines unglaublichen, «scheinkoordinierten» Systems. Es war diese Einsicht, die den Franken zu seiner Selbständigkeit gebracht hat.

Ist eine starke, stabile Währung überhaupt erstrebenswert, oder stellt sie vielmehr eine Last dar? In der wirtschaftspolitischen Debatte wird nicht selten Letzteres unterstellt. Eine Schwächung der eigenen Währung herbeizuführen, wird gerne als Erfolg taxiert, weil man sich damit vermeintlich einen Wettbewerbsvorteil ver-

Die Schweiz ist gut beraten, ihre geldpolitische Autonomie auch weiterhin zu wahren.

schafft. Der harte Franken zerstöre die Industriebasis der Schweiz, befürchten Kritiker der Geldpolitik der SNB häufig. Objektiv lässt sich diese Behauptung nicht halten. Währungsschwäche wird früher oder später durch eine höhere Inflation ausgeglichen. Der Wettbewerbsvorteil verschwindet. Was bleibt, ist die Inflation.

Spielraum ist wertvoll

Die historische Erfahrung zeigt im Gegenteil, dass Länder mit monetärer Stabilität und harter Währung (wie die Schweiz oder wie früher Deutschland, als es noch eine eigene, unabhängige Zentralbank hatte) ihre industrielle Basis besser wahren konnten als Länder, die sich lange einer Politik der Inflation und Währungsschwäche verschrieben hatten (wie Grossbritannien, Frankreich oder Italien). Auch der leichte reale Aufwertungsstrend, den der Franken während der vergangenen hundert Jahre erfahren hat, war dabei kein Hindernis. Die Schweizer Industrie hat sich in ihrer Struktur allerdings enorm gewandelt. Eine Konzentra-

tion auf qualitativ anspruchsvolle, innovative und technologieorientierte Produkte kennzeichnet sie. Gerade die Währungsstärke und der von ihr geschaffene Wettbewerbsdruck haben sie gezwungen, sich laufend zu erneuern. Das ist anstrengend, jedoch auf Dauer erfolgversprechender als eine Politik der Währungsschwäche. Diese ist kurzfristig bequem. Aber auf lange Frist kann sie leicht dazu führen, dass man Produkte herstellt, die am Markt nicht mehr gefragt sind.

Die Wirtschaftsentwicklung der Schweiz weist nach praktisch allen relevanten Kriterien nicht darauf hin, dass sie an ihrer Politik der monetären Stabilität gelitten hat. Die Währungsstärke, die sich aus ihr ergab, war zwar eine andauernde Herausforderung. Aber gemessen an der Ausnutzung ihrer produktiven Ressourcen und der Entwicklung der Realeinkommen hat sie der Schweiz über die lange Frist keine Nachteile gebracht. Im Gegenteil: Der reale Aufwertungsstrend, der mit ihr verbunden war, hat dem Schweizer Konsumenten einen Kaufkraftgewinn beschert, über den er sich freuen darf.

Die Schweiz ist gut beraten, ihre geldpolitische Autonomie auch weiterhin zu wahren. Autonomie bedeutet nicht, eine Geldpolitik führen zu können, wie wenn man eine einsame Insel wäre. Dass Abhängigkeiten bestehen, auf die man Rücksicht nehmen muss, ist klar. Doch sie bedeutet, dass man frei bleibt zu entscheiden, wie man auf Änderungen des externen Umfelds reagiert. Dieser Spielraum ist wertvoll, auch wenn er klein ist. In der langen Frist können auch kleine Unterschiede eine Welt ausmachen.

Ernst Baltensperger ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre der Universität Bern, renommierter Geldtheoretiker und früherer Berater der Schweizerischen Nationalbank.



Königin Kälin am Schwingfest

Wer glaubt, linke Politiker seien jeder Prachtentfaltung abhold, sollte sich mal die Paraden der Kommunistischen Partei in China ansehen.

Auch die grüne Nationalratspräsidentin Irène Kälin reiste mit Pomp und Trara ans Eidgenössische Schwing- und Älplerfest in Pratteln. Dort gehörte sie selbstverständlich zu den Ehrengästen – und führte sich auch entsprechend auf.



Im vollen Ornat: Nationalratspräsidentin Kälin (l.).

Damit jedermann ihre hohe Funktion im Staate erkennen sollte, schleppte Irène Kälin eine Bundesweibelin mit Hut, Handschuhen und vollem rot-weissem Ornat mit. Und liess die geplagte Frau den ganzen Tag bei bis zu 28 Grad Wärme schwitzen.

Von Bundesrat Ueli Maurer ist man ganz anderes gewohnt. Dieser womöglich noch bekanntere, noch wichtigere Magistrat als Irène Kälin besucht regelmässig Schwingfeste und gilt als ausgezeichnete Kenner des Schwingsports.

Er kam ganz alleine und verfolgte das Geschehen von der Tribüne aus als Privatperson, dafür mit umso grösserem Interesse.

Irène Kälin indessen war von ihrer Rolle einer «Very Important Person» so überzeugt, dass sie eine Nationalratskollegin fragte, wo denn nun die VIP-Toilette sei.

«Du brauchst doch keine VIP-Toilette», bekam die umweltbewusste Elite-Grüne zur Antwort: «An einem Schwingfest sind alle gleich.»

Christoph Mörgeli



Goethes Wiederkehr

Die *Weltwoche* lässt den Kult-Videoblog mit dem Dichterfürsten neu aufleben. Wer's verpasst, ist selber schuld.

Johann Peter Eckermann jr.

Der Anruf der *Weltwoche* kam für uns nicht überraschend, denn die Welt stand kopf, und ein ausgeruhter Menschenverstand war erforderlich. Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe war mit der Katalogisierung mineralischer Proben beschäftigt, ich, als sein Sekretär, ging ans Telefon.

Man wolle, so liess die Stimme am anderen Ende der Leitung verlauten, den Video-Blog mit Goethe wiederaufnehmen, um dem in schwierigen Zeiten murrenden Volk wenigstens einen Staatsmann mit Augenmass und Sachverstand vorzuführen. Einen Mutmacher. Einen Pragmatiker. Einen Künstler, der, so hiess es, «seine Nüsse noch zusammenhat». Wie das gemeint sei? «Einer, der noch alle Tassen im Schrank hat.» Hm. Ich ahnte, was gemeint war. Goethe solle eingreifen, bitte untertänigst.

Los, im wilden Sturm

Tatsächlich hatte unser Goethe-Blog auf *Spiegel* online während eines deutschen Bundestagswahlkampfes vor Jahren in gewissen Kreisen, nun ja, Kultstatus erlangt. Wir hatten den Geheimrat zum Spitzenkandidaten der eilig gegründeten DKP gekürt, der Deutschen Klassiker-Partei, und Wahlkampf unter dem Motto «Mehr Augenmass» betrieben.

Allein, wir schienen tauben Ohren zu predigen. In den Fussgängerzonen von Weimar und Jena hatten wir besonders Jugendliche anzusprechen versucht und ihnen für ihre Stimmen Videorekorder versprochen.

Kurz und unglücklich: Es war ein gigantischer Fehlschlag. Die Zeit war einfach noch nicht reif. Doch ich kann nun sagen: Wir haben die Botschaft der Wähler verstanden. Wir haben gelernt. Ab sofort versprechen wir nur noch Handys und zeitgemässere CD-Rekorder.

Im Übrigen hat sich die Weltlage dramatisch verdüstert, und Goethes Rat ist teurer denn je: Ukraine-Krieg, Corona-Pandemie, Wassermangel in Spanien und im Rhein, Hungersnöte und Inflation – es ist, als seien die vier apokalyptischen Reiter los, im wilden Sturm.



«Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt»:
Eckermann jr. mit Goethe.

Das Vertrauen in unsere Politiker, sowohl in die deutschen wie in die der Schweiz, ist gesunken. In Deutschland dilettieren Naturfreunde, sogenannte Grüne, mit utopischen revolutionären Heilsversprechen, in der Schweiz ist man so unvorsichtig geworden, die Neutralität aufzugeben und sich zur Kriegspartei zu machen. Mitte-Parteichef Gerhard Pfister verlangte soeben in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger*, den Ungerechtigkeiten Russlands und Chinas energischer entgegenzutreten. Ja, hat der Mann mal auf die Weltkarte geschaut?!

Der Geheimrat kennt die Schweiz. Er war, schon bevor er 1775 an den Fürstenhof von Carl August wechselte, zu Besuch in Zürich, um mit

Er hatte Zürich lang nicht mehr betreten und staunte nun über die Geschäftigkeit des Städtchens.

Johann Caspar Lavater über die Physiognomie zu disputieren und zu tafeln, und notierte später vergnügt: «Prophete links, Prophete rechts, das Weltkind in der Mitten.»

Später führten ihn seine italienischen Reisen durch die Schweiz, er liebte die klare Bergluft, die Matten, die Seen. Er staunte über den Schnee am Gotthard, die schäumenden Wasser des Rheinfalls, die gewaltigen Höhen und Täler, die ihn,

den Naturforscher, beeindruckten, und dichtete in seinem «Wilhelm Meister», der schliesslich den grossen Gottfried Keller zu dessen «Der grüne Heinrich» inspirierte:

*Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut:
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg; o Vater, lass uns ziehn!*

Den Franzoseneinfall von 1798 verfolgte er beklommen, er kannte Napoleon als Leser seines «Werthers», aber auch als

Mann mit schlechten Manieren – er liess ihn warten. Später versuchten seine Soldaten in sein Haus am Frauenplan einzudringen. Sie wurden von seinem «Bettschatz» Christiane energisch von der Schwelle vertrieben – zum Dank sollte er sie heiraten.

Bunter Empfangstrubel

Er hatte Zürich lang nicht mehr betreten und staunte nun über die Geschäftigkeit des Städtchens. Läden mit Chronometern, Bekleidungs-geschäfte italienischer Provenienz (Gucci, Armani, Zegna), Café-Häuser, ja, sogar eine «Goethestrasse» hatte man inzwischen eingerichtet. So fühlte er sich unter Freunden, als er am vorletzten Mittwoch das *Weltwoche*-Sommerfest im Restaurant «Terrasse» am Limmatquai betrat. In seinem ersten Blog auf der *Weltwoche*-Homepage lässt sich ein Blick auf den bunten Empfangstrubel werfen.

Sicher, man kann einwenden, dass dieser Mann lediglich in Form einer Handpuppe verlebendigt wird. Das allerdings wäre arg kleinlich angesichts der Probleme, die zu bewältigen sind. Im Übrigen, das sagte sein Freund Schiller: «Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.»

Johann Peter Eckermann jr. ist ein Pseudonym des Schriftstellers und Journalisten Matthias Matussek. Sein neu aufgelegter Goethe-Videoblog ist ab sofort auf *Weltwoche.ch* und *Weltwoche.de* zu sehen.

Die neuen Frömmeler

Die Erleuchteten schliessen sich heute politischen Bewegungen an.



Religionsfreiheit gewährleistet, dass jeder seine religiöse Überzeugung frei wählen und niemand zu einer solchen gezwungen werden kann. In den Sinn kam mir das, als ich von Aktivistinnen las, die andere mit dem Wort «repent» anschrien: «Bereue es!» Unter dem Titel «Wie soziale Gerechtigkeit zur neuen Religion wurde» fragte die Autorin dazu im *Atlantic*: «Wenn dich jemand auf der Strasse mit «Bereue es!» anbrüllt, ist es dann eher ein religiöser Prediger oder ein linker Aktivist?» Sie bezog sich auf einen Protest, der neulich vor dem Netflix-Gebäude in Los Angeles stattfand, wo sich einige aufgebrachte Transgender-Aktivistinnen versammelt hatten, um die Absetzung der angeblich transfeindlichen Comedy-Show von Dave Chappelle zu fordern. «Repent!», schrien sie einen einzelnen Chappelle-Fan an; der Sünder hielt ein Schild «Wir mögen Dave» in die Höhe.

Die Politik habe für diese Menschen die Rolle der klassischen Religionen, die immer weniger Anhänger finden, übernommen, um Sinn und Zweck im Leben sowie eine Gemeinschaft zu finden, schreibt die *Atlantic*-Autorin weiter. Sie hätten einfach eine Religion durch eine andere ersetzt. Das scheint mir treffend. Egal, ob Fussballfan oder politischer Aktivist; das Leben ist einfacher als Teil eines Schwarms, zusammen hat man ein klares Feindbild und eine Mission. Das Bedürfnis nach Gemeinschaft ist ein menschlicher Zug und, für sich gesehen, nichts Schlechtes. Problematisch wird es allerdings, wenn man diese kollektive Macht, die Gruppen entwickeln, ausnützt, um Andersdenkende einzuschüchtern.

Und so stehen auf der Liste dieser Zeitgenossen Comedians, die sich erdreisten, einen Witz über diesen Zeitgenossen nahestehende Gruppen zu machen, Feministinnen, die mit der

Zweigeschlechtlichkeit argumentieren, weisse Bands, die Rasta tragen und Reggae spielen, oder Kinderromane über Ureinwohner – wenngleich die Vorwürfe nicht überall mit derselben Lautstärke vorgetragen werden. Aber die Anschuldigungen treffen routinemässig ein und reichen von «transfeindlich» über «fehlender Respekt» zu «die Realität mit verharmlosenden Klischees verklären» wie bei «Winnetou».

Im Umkehrschluss hiesse das, dass man biologische Tatsachen nicht mehr benennen sollte, dass Weisse sich nur noch wie Weisse präsentieren, dass nur noch bestimmte Menschen gewisse Kunstformen praktizieren und dass keine idealisierenden Geschichten mehr erzählt werden dürfen – aber das geht in der ganzen Aufregung möglicherweise unter. Und selbstverständlich kann man einem Roman Verklärung vorwerfen, dann sollte man aber konsequenterweise jeden Roman auf dem Planeten canceln.

Sensibilisierung ist wichtig, genauso wie Aufklärung über aktuelle und vergangene Missstände. Darüber müssen wir diskutieren. Aber es schliesst sich nicht aus, «Winnetou» zu lieben und gleichzeitig sensibilisiert zu sein für die Realitäten der indigenen Bevölkerung. Man darf davon ausgehen, dass jemand, der früher «Winnetou» gelesen hat, heute nicht denkt, der Alltag von Ureinwohnern bestehe darin, johlend ums Feuer zu tanzen.

«Es stört dich doch nur, dass sich marginalisierte Gruppen heute Gehör verschaffen», würden einige vielleicht einwenden. Aber ist das so, verschaffen die Gerechtigkeitsaktivisten Randgruppen tatsächlich Gehör? Mir ist nicht ganz klar, wie die Verbannung eines Kinderbuchs der indigenen Bevölkerung in den USA helfen sollte, von der viele Angehörige in Reservaten unter massiver Arbeitslosigkeit, Armut und Gewalt lei-

den und wo Suizidraten unter Jugendlichen aufgrund fehlender Lebensperspektive hoch sind. Es erinnert manchmal ein bisschen an ein Schiff, das aufgrund eines Lecks am Kentern ist und auf dem die Hauptsorge dem Umstand gilt, dass an der Bar zu viel Champagner getrunken wird.

Dennoch, den Aktivismus kann ich eigentlich nachvollziehen: Angesichts des Leids von Menschen fühlt man sich hilflos – und wenn wir schon nicht helfen können, können wir wenigstens Respekt fordern und anderen sagen, was sie falsch machen. Der Weg zu mehr Gerechtigkeit führt aber gewiss nicht über einen Verkaufsstopp von Klassikern von 1893, über Anschuldigungsautomatismus oder «Bereue!»-Gebrüll.

Nicht jeder Aktivist, der sich für soziale Gerechtigkeit einsetzt, ist allergisch gegen sachliche Auseinandersetzung. Das Äussern von Bedenken oder «Unwohlsein» ist nicht dasselbe, wie Leute verbal zu attackieren. Jedoch sehen sich manche als erleuchtete Botschafter der Aufklärung und glauben, mit ihrer teils unverhältnismässigen Empörung einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung der menschlichen Moral zu leisten – während sie gleichzeitig Andersgläubigen gegenüber ein auffallend intolerantes und gehässiges Verhalten an den Tag legen, selbst also niedrige moralische Standards praktizieren. Früher setzten sich die Frömmeler zuvorderst in die Kirche, um als bessere Christen zu gelten. Heute schikanieren sie zufällige Personen mit Pappschildern, um sich besser zu fühlen, und prangern Menschen an, die vor zwanzig Jahren etwas gesagt haben, was man heute nicht mehr so sagt. Die Demokratie stirbt deswegen nicht, man muss es einfach wissen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Wo führt das hin?

Nr. 34 – «Winnetou hat's erwischt»
Daniel Weber über Cancel-Culture

Immer wieder hört man, dass Künstler aus- geladen werden, zum Beispiel wegen Rasta- locken. Weisse sollen keinen Blues spielen. Ich habe als Klarinetist in einer Jazzband ge- spielt, am liebsten Blues. Heute heisst das «An- eignung fremder Kulturen» und ist strikt zu unterlassen. Früher gab es «entartete Kunst». Heute werden Bücher verboten (Karl May) – früher wurden sie verbrannt. Ich habe hier ein Déjà-vu. Wo führt das noch hin? Wann hört die- ser Wahnsinn auf? *Peter Borer, Dietikon*

Nehmen wir an, Seiji Ozawa dirigiere in Tokio vor japanischem Publikum Beethovens Neunte Symphonie. Ist das nun «kulturelle An- eignung», oder kennt die helvetische Politver- blödung dafür einen andern Begriff?

Michael E. Dreher, Küsnacht

Sorge tragen

Nr. 33 – «Mehr Schweiz wagen»
Editorial von Roger Köppel

Es wäre segensreich, wenn es mehr direkte Demokratien gäbe in unserer Welt. Aber vor- rangig sollten wir Schweizer dafür sorgen, dass die direkte Demokratie in unserem Land erhalten bleibt. Da geht nämlich jeden Tag ein Stück verloren. Zum Beispiel mit den Gemeindefusionen. Jedes Mal geht eine Gemeindeversammlung verloren und wird durch einen Einwohnerrat ersetzt. Aber dort haben die Parteiobere das Sagen, und die Kompe- tenzen des Einwohnerrats sind verschwindend klein. Die Stadträte sind ebenfalls Politiker mit

wenig Sachkenntnissen. So geht die Macht bei einer Gemeindefusion an die nicht vom Volk gewählten Beamten. *Max Salm, Umiken*

Krisen und Ängste

Nr. 34 – «Sag mir, wo die Kinder sind»
Konstantin Beck über den Geburtenrückgang

Hier hätten auch gesellschaftliche Faktoren ein- bezogen werden sollen. Schaut man sich den Knick in der Kurve der Geburtenrate nach der deutschen Wiedervereinigung in den neuen Bundesländern an, dann ist klar, dass Menschen sensibel beim Reproduktionsverhalten reagie- ren. Bei Krisenwahrnehmungen spielt Angst eine wesentliche Rolle, und diese geht nach- weislich stark mit Medien- und TV-Konsum einher. Insofern könnte auch der im Artikel an- gesprochene Unterschied zwischen der ländlich- konservativen Ostschweiz und Zürich dazu gut passen, weil Erstere sicher weniger medienaffin sowie skeptischer gegenüber dem Zeitgeist ist als das grossstädtische Zürich.

Prof. Dr. Roth Guenter, München (D)

Beim Lesen des Artikels fragte ich mich, warum kein Experte in Statistik beigezogen wurde. Eine solche Person wüsste, dass es inakzeptabel ist, aus einer Gruppe aufgrund der alpha- betischen Reihenfolge zwei Untergruppen zu generieren. Eine solche Gruppenbildung hätte randomisiert (zufallsbestimmt) zu erfolgen. Im Text heisst es: «Wenn wir nun zwei grosse Zu- fallsstichproben von Kantonen ziehen, ist zu erwarten, dass der Geburtenrückgang in beiden Stichproben ungefähr gleich ausfällt, jedenfalls nicht deutlich unterschiedlich.» Was verstehen die Autoren unter «deutlich unterschiedlich»? Es gibt in der realen Welt manchmal sehr gros-

se («zufällige») Ungleichheiten, welche statis- tisch bedeutungslos sind. *Felix Leyer, Adligenswil*

Sparen im Sommer

Nr. 33 – «Liebe Simonetta Sommaruga»
Kolumne von Peter Rothenbühler

Auch wenn ich das Heu bei weitem nicht in allen Belangen auf der gleichen Bühne habe wie Frau Sommaruga: Der beste Zeitpunkt, um Energie zu sparen, ist das Sommerhalbjahr! Ich wundere mich darüber, dass nicht schon alle Elektrizitätswerke in den Sparappell aus Bern eingestimmt haben. Ich halte die Schonung der Speicherseen für eine sehr empfehlenswerte Vorsichtsmassnahme im Hinblick auf den nächsten Winter. *Walter Aeberli, Zürich*

Näher bei Genua

Nr. 34 – «Der 300-Millionen-Restwasser-Fisch»
Kolumne von Peter Bodemann

Als ehemaliger Maschinenbauingenieur bei ABB/ Alstom/GE weiss ich, dass die Testmaschinen als Ersatzteillager benutzt wurden. Eine Betriebs- Crew gibt es schon lange nicht mehr; man könnte ebenso gut das Technorama in Winterthur zur Stromerzeugung nutzen! Diesen Winter geht in Birr mit Garantie nichts, da nichts bereit ist. Für die Stromproduktion braucht es übrigens einen Generator; so viel zum Umwandlungsprozess von Öl zu Strom. Das stillgelegte Ölkraftwerk Chavalon im Wallis wäre noch näher bei Genua und näher bei Brig, und – matchentscheidend – schneller betriebsbereit. *Urs Maurer, Birr*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Theo Sommer (1930–2022) Joey DeFrancesco (1971–2022)



Traditionen als Anker für Neues: Publizist Sommer.

Jeden Mittwochvormittag wurde die Chefssekretärin zum Bäcker geschickt, um frische Franzbrötchen zu besorgen. Denn ohne das Zimtgebäck konnte die wöchentliche Themenkonferenz bei der *Zeit* nicht stattfinden. Darauf legte der Chefredaktor Wert.

Traditionen, die kleinen wie die grossen, waren Theo Sommer stets wichtig. Aber sie waren nicht Selbstzweck, sondern Anker, die es ihm ermöglichten, Neues anzustossen – so etwa, als er als erster deutscher Journalist erklärte, dass die Bundesrepublik zu einem Einwanderungsland geworden sei.

«Die Gräfin», wie Herausgeberin Marion Dönhoff nur genannt wurde, war dem Vernehmen nach nicht glücklich; aber selbstverständlich intervenierte sie nicht. Liberalismus, der freie Austausch unterschiedlicher Meinungen, war in der alten *Zeit* vor Wokeness und politischer Korrektheit eine Selbstverständlichkeit.

Sommer selbst war ein klassischer Vertreter jenes Journalismus der alten Bundesrepublik. Mehr noch, er war einer ihrer Mitbegründer, der letzte in einer Reihe bedeutender Chefredaktoren und Verleger: Rudolf Augstein, Henri Nannen, Axel Springer, Gräfin Dönhoff, Gerd Bucerius. Es ist kein Zufall, dass sie alle Hamburg als Erscheinungsort für ihre Publikationen wählten (die *Welt* zog später nach Berlin). Denn die weltoffene Hanse- und Hafenstadt fühlte sich angelsächsischen Gepflogenheiten und Traditionen auch im Journalismus verbunden.

Niemand verkörperte diese unterkühlte *Britishness* besser als Sommer. Doch niemand war von Geburt, Herkunft und Erziehung her weniger hanseatisch als er. Geboren in Schweizer Rufweite in Konstanz, wurde der aufgeschossene, blonde Vierzehnjährige wohl für einen Vorzeigearier gehalten und im vorletzten Kriegsjahr auf eine Adolf-Hitler-Eliteschule in Sonthofen im Allgäu geschickt. Das letzte Kriegsjahr freilich sah ihn mit einer Panzerfaust in der Hand in Ulm, wo er als Teil des letzten Aufgebots die Amerikaner zurückdrängen sollte.

Die Sieger ermöglichten ihm Studien in Schweden und in den USA, und 1952 begann er als Redaktor bei der *Rems-Zeitung* in Schwäbisch Gmünd. Doch schon fünf Jahre später kam es auf dem Stuttgarter Hauptbahnhof zum schicksalhaften Treffen mit der Grande Dame der *Zeit*: «Ich sah ihn und wusste sofort: Der wird es», zitierte Alice Schwarzer in ihrer Dönhoff-Biografie die Gräfin.

Mehr als sechzig Jahre lang blieb er dem Blatt verbunden und prägte es – fast zwanzig Jahre als Chefredaktor, dann ein knappes Jahrzehnt als Herausgeber zusammen mit Altkanzler Helmut Schmidt und bis ins hohe Alter als Leitartikler, der die Welt kritisch beobachtete und ebenso luzid wie stilistisch gekonnt kommentierte.

Meist mit einem Whisky auf dem Schreibtisch. Der war im alten Journalismus fast so unverzichtbar wie die Franzbrötchen zur Konferenz.

Wolfgang Koydl

Die Idee für sein aktuelles Album entstand vor dem Fernseher. Als Joey DeFrancesco während der Corona-Pandemie vor der Glotze chillte, fand er wie nebenbei zur Trompete – eigentlich seine zweite grosse Liebe unter den Instrumenten. Das Ergebnis war «More Music», ein Album, auf dem er seine Hammond-B3-Orgel auch mal dem Gitarristen Lucas Brown überliess, um zum selten gespielten Gebläse zu wechseln oder auch gelegentlich die Vocals zu übernehmen. Joey DeFrancescos Vermächtnis wurde also noch einmal zu einem erneuten Aufbruch in einem kurzen, aber an Abenteuern sehr reichen Leben. Als Sohn des B3-Virtuosen «Papa» John DeFrancesco entdeckte er schon als Knirps die Keyboards des «monströsen Trumms». Die Tastenspielerlei wurde lebensentscheidend: «Als Vierjähriger zu wissen, was man für den Rest seines Lebens machen will – ich hatte einfach grosses Glück.»

Schon bald nahm der Vater den Wunderknaben mit zu seinen Gigs und liess ihn dort kleinere Einlagen absolvieren, die er mit Bravour hinlegte. Als er noch nicht mal der Pubertät entwachsen war, wurden Kapazunder wie Miles Davis und John McLaughlin auf den begabten Junior aufmerksam. Sehr bald spielte der Wizard mit Leuten wie Elvin Jones, John Scofield, Joe Lovano, aber auch Van Morrison zusammen. Von Blues über Soul-Jazz bis hin zu Hard Bop – es schien keinerlei stilistische Grenzen für den immer deutlicher hervortretenden Wahnwitz seiner improvisatorischen Spielfreude zu geben. Zentrales Merkmal seiner Performance war immer auch der Spass am Entertainment. Wie sein Management bekanntgab, starb Joey DeFrancesco am 25. August mit nur 51 Jahren an einem unbekanntem Ort.

Thomas Würdehoff



Spielfreude: Musiker DeFrancesco.

Unsere Schulen gehorchen der Uno

Die «inklusive Bildung» ist ein Steckenpferd der nationalen und internationalen Bürokratien.



Die Schweizer Volksschule ist angeschlagen. Lehrmeister sind unzufrieden mit der Ausbildungsqualität der Schulabgänger, jetzt herrscht auch noch Lehrermangel, berufs-fremde Hilfskräfte werden eingespannt, Eltern sind besorgt – die traditionelle, prestige-trächtige staatliche Institution Schule leistet nicht, was sie sollte, vor allem, wenn man die Kosten dazu in Beziehung setzt. Privatschulen gewinnen an Boden.

Wie konnte es zu einer solchen Erosion der Qualität kommen, wenn doch die Eltern aus direkter Nähe sehen, wie sich das für ihre Kinder derart wichtige Produkt entwickelt, und dazu noch lokale Schulkommissionen alles im Auge behalten? Offenbar gab es andere Gruppen, die in eine andere Richtung zogen. Wirtschaftlich betrachtet: Jemand krepelte in der Ausbildung den Produktionsprozess um.

Die Reizbegriffe heissen «integrative Schule» oder «inklusive Bildung». Der Grundsatz der Integration prägt seit etwa zehn Jahren das Bildungsgeschehen, sieht etwa vor, dass sämtliche Kinder in der jeweiligen regulären Klasse zu unterrichten sind. Also alle gemeinsam, nicht aufgeteilt. Früher gab es Spezialisierungen, indem Kinder mit Behinderungen, Schwächen im Lernen oder in der Sprache in Klein- oder Sonderklassen unterrichtet wurden.

Da in der integrativen Schule die normalen Lehrkräfte mit dem ganzen Spektrum der unterschiedlichen Schüler überfordert sind, beginnen mehr und mehr Spezialisten in die Klassen hineinzuwirken, um Schwächen zu betreuen. Das macht, wie viele Lehrer berichten, den ganzen Unterricht kompliziert, bürokratisch und

führt oft zu Unklarheiten und Spannungen, die der Schule schaden.

Wer hat die Einführung der integrativen Schule vorangetrieben? Ins Auge stechen zunächst die kantonalen Verwaltungsleute, Bildungsexperten, die in den Erziehungsdirektionen und Pädagogischen Hochschulen Konzept um Konzept entwerfen, Schulversuch um Schulversuch starten und dabei Schulen, Schüler und Eltern als Experimentierobjekte benutzen. Sie haben quasi eine doppelte Dividende: Sie können ihre eigenen Vorstellungen verwirklichen und zugleich den eigenen Verwaltungsapparat ausdehnen.

Aber allein hätten sie das wohl nicht zustande gebracht. Sie hatten Unterstützung von aussen, an den Eltern und den Schulkommissionen vorbei – nämlich durch die Uno. 2006 wurde in der Uno das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (Behindertenrechtskonvention BRK) beschlossen. 2013 genehmigte die Bundesversammlung in der Schweiz die BRK, die sich dann auf hiesige Gesetze und Normen auswirkte.

Im Artikel 24 über Bildung steht, die Vertragsstaaten müssten auf allen Ebenen ein integratives Bildungssystem und lebenslanges Lernen garantieren, den Zugang zu einem integrativen, hochwertigen und unentgeltlichen Unterricht an Grundschulen und weiterführenden Schulen. Auf diesen Uno-Normen bauten Bildungsspezialisten und Branchenorganisationen die «inklusive Bildung» auf.

Nicht nur bei den Schulen spannen Schweizer Verwaltung und Interessengruppen mit internationalen Autoritäten zusammen. Auch in der

Umweltregulierung und der Klimapolitik ist die Uno mit ihren siebzehn Nachhaltigkeitszielen derart bestimmend, dass man sich fragen muss, was eigentlich das Volk dazu gesagt hat.

Der Schweinezyklus lebt

In der Pandemie sind viele Lieferbeziehungen durch Stilllegen von Fabriken, Blockaden von Transporten oder Materialmangel unterbrochen worden. Bis heute gelten zerrissene Lieferketten als Erklärung für schlechte Geschäftszahlen von Firmen und flaches Wirtschaftswachstum. Aber die Wirtschaft funktioniert oft besser als gedacht.

Der Branchenverband der Metall-, Elektro- und Maschinenbranche, Swissmem, meldet soeben, die Lieferkettenprobleme hätten deutlich abgenommen. Präsident Martin Hirzel sagte, viele Lieferbeziehungen seien wieder aufgenommen, andere neu geknüpft worden. Zudem hätten viele Firmen seinerzeit rasch Lager aufgebaut – was anfangs die Knappheit verschärft habe. Jetzt aber liege zum Teil fast zu viel Ware am Lager.

Der Schweinezyklus lebt. Der Name rührt daher, dass hohe Schweinefleischpreise die Bauern jeweils auf breiter Front zum Aufstocken ihrer Tierbestände veranlassten. Nach ein paar Monaten brachten die Bauern dann alle ihre schlachtreifen Schweine gleichzeitig an den Markt, was die Preise nach unten riss. Das Gesetz funktioniert also jetzt auch mit dem Reparieren beschädigter Lieferketten – was insofern beruhigend ist, als man daran sieht, dass die Märkte nicht derart beschädigt wurden, wie viele Pessimisten es dargestellt hatten.

KARL MAY

Winnetou



«Stolz und treu, hilfreich und edel, furchtlos und unbesiegbar»: Pierre Brice als Winnetou.

Karl May hat
archetypische Figuren
von überhistorischer
Gültigkeit geschaffen.

Seite 52

Der ehemalige
Zuchthäusler schreibt
sich realitätshaltige
Fluchtwelten zusammen.

Seite 54

Von ihren Anfängen
bis in die Gegenwart
sind Karl Mays Romane
fluide Gebilde.

Seite 55

Ein deutscher Mythos wird wiederbelebt

Karl May hat in «Winnetou» und «Schatz im Silbersee» archetypische Figuren von überhistorischer Gültigkeit geschaffen. Seine Darstellung fremder Welten trifft die Sachverhalte oft genauer als manche wissenschaftliche Darstellung der Gegenwart.

Peter J. Brenner

Karl May hat es wirklich nicht leicht. Er ist 1912 gestorben, und dass er mehr als hundert Jahre nach seinem Tod noch einmal zum Gegenstand einer kulturpolitisch hochbrisanten öffentlichen Kontroverse werden würde, liess sich nun wirklich nicht erwarten. Anfeindungen aller Art hatte er zu Lebzeiten genug auszufechten, und auch sein literarisches Nachleben ist vergiftet von periodisch wiederkehrenden Zänkereien. Dass nun ein Kinderbuchverlag ungefragt öffentlich erklärte, er werde bereits gedruckte Begleitbücher zu einem auf Karl-May-Motiven basierenden Film aus Gründen gesteigerter interkultureller Sensibilität nicht veröffentlichen, ist nur eine weitere Episode in der unendlichen Geschichte der Karl-May-Kontroversen.

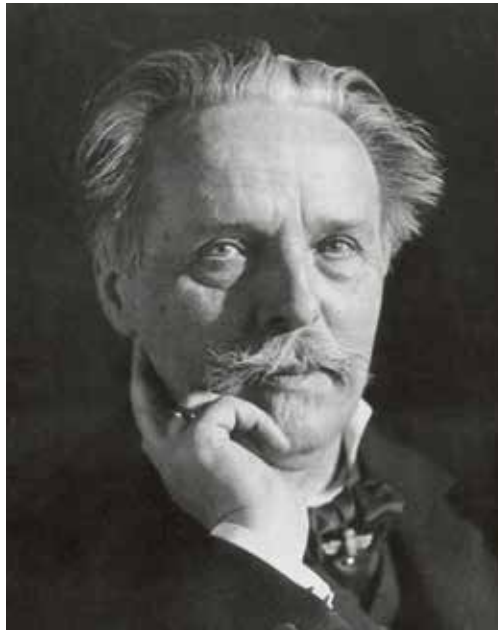
Archetypische Figuren

Ob es sich bei der nun hoffentlich nie erscheinenden «Winnetou»-Adaption des Verlags um einen Fall illegitimer kultureller Aneignung handelt, mögen die unter sich ausmachen, die eine solche Diskussion für wichtig halten. Viel interessanter ist hingegen die kommerzielle Aneignung Karl Mays. Denn es ist doch bemerkenswert, dass ein deutscher Verlag in den 2020er Jahren sich ein Geschäft versprochen hatte von der Wiederbelebung literarischer Figuren, die vor 130 Jahren von einem umstrittenen Erfolgsautor geschaffen wurden.

Abwegig ist diese Hoffnung keineswegs. Immerhin wird die Gesamtauflage von Karl Mays Werken auf 200 Millionen geschätzt, davon die Hälfte in Übersetzungen. Auch wenn Karl May seit längerem keine besondere Beachtung mehr beim breiten Publikum gefunden hat, so sind die von ihm geschaffenen Mythen doch in das kulturelle Gedächtnis der Deutschen eingeebnet und können offensichtlich jederzeit wieder neu belebt werden.

Karl Mays Erzählungen beziehen ihre mythenbildende Kraft zunächst aus den robusten Gesetzen der Trivialliteratur. Dazu gehören in erster Linie klare Grenzziehungen:

Gut und Böse, Freund und Feind, Schuld und Sühne, Zivilisation und Wildnis. Das Handlungsschema ist nicht minder schlicht. Die Romane bestehen aus einer leicht vorhersehbaren und doch nie ermüdenden Abfolge von Gefahr und Rettung, Flucht und Verfolgung, Gefangennahme und Befreiung, Verbrechen und Strafe, Geheimnis und Auflösung. Das sind die bewährten Insignien des Abenteuerromans, aber Karl Mays Kunst besteht darin, das längst Vertraute in hundertfacher Variation neu zu erzählen.



Atemlose Produktivität: Autor May.

Diese Handlungsabläufe werden eingefügt in den Rahmen eines festumrissenen Weltbildes, das seine Wurzeln in der europäischen Aufklärung hat. Es vertraut blind auf die Beherrschbarkeit der Welt und wird überzuckert vom Humanismus allumarmender christlicher Nächstenliebe. Das alles aber kann nur funktionieren, wenn dem Leser die Möglichkeit zur Identifikation mit den Romanhelden geboten wird. Karl May hat, die aktuellen Winnetou-

Diskussionen zeigen es erneut, mit Kara Ben Nemsis und Old Shatterhand, Hadschi Halef Omar und Winnetou archetypische Figuren von überhistorischer Gültigkeit geschaffen, stolz und treu, hilfreich und edel, furchtlos und unbesiegbar und vor allem eins: deutsch – selbst wenn sie als Araber oder Apachen geboren wurden.

Karl May hat viele Weltregionen mit seinen Figuren besiedelt: China, Polynesien, Südamerika, Afrika, Deutschland und die europäischen Länder. Aber im Zentrum stehen die beiden grossen Handlungsräume Wilder Westen und Orient – wobei die als «Orient-Romane» bezeichneten Texte nur das Osmanische Reich in seinen wechselnden historischen Grenzen, also den Balkan, die Türkei, Persien und Nordafrika, umfassen. Diese Schwerpunktsetzung ist nicht zufällig. Mit ihr findet Karl May den Anschluss an den Gegenwartshorizont seines Publikums. Die Amerika-Romane beziehen ihre Aktualität aus der deutschen Auswanderungsbewegung im 19. Jahrhundert, das zerfallende Osmanische Reich wiederum gehörte zur deutschen Tagespolitik seit dem Berliner Kongress von 1878; darüber konnte man täglich in der Zeitung lesen.

Ablehnung der Sklaverei

Karl Mays «Orient-Romane» bieten ein detailliertes Wissen über Land und Leute, Geografie und Geschichte der beschriebenen Länder, das für Generationen deutscher Leser zur ersten und meist einzigen Quelle der Information über die Türkei, die arabischen Länder und den Islam wurde. Ähnlich verhält es sich mit seinen noch berühmter gewordenen Amerika-Romanen, allen voran dem «Schatz im Silbersee» und «Winnetou». Man mag Karl May die Stereotypisierung fremder Völker vorwerfen und hat damit sicherlich nicht unrecht – so funktioniert Literatur nun einmal. Wenn man ihm aber vorwirft, er habe die reale Situation der Indianer «ausgeblendet», so ist das falsch.

Das ist nicht sein Thema, aber zum Leidwesen spannungsbedürftiger jugendlicher Leser gibt es in den Amerika-Romanen reichlich Reflexionen, in denen das Schicksal der Indianer benannt und beklagt wird. Und in seinen Afrika-Romanen schreibt er mehr über die seinerzeitige Wirklichkeit, als man heute wissen will. In der «Sklavenkarawane», die um 1890 als Zeitschriftenserie und später als Buch erschien, wird ebenso wie in der Trilogie «Im Lande des Mahdi» sehr detailreich die brutale Praxis der Sklavenjagd beschrieben.

Dabei war Karl May den realen Sachverhalten näher als manche seriöse wissenschaftliche Darstellung der Gegenwart. Die Sklavenjäger und Sklavenhändler sind muslimische Araber im Bündnis mit afrikanischen Stämmen, die sich untereinander bekriegen und versklaven. Man wird in der westlichen Literatur dieser Jahre, auf dem Höhepunkt des Imperialismus, Kolonialismus und Rassismus, lange suchen müssen, um Texte zu finden, die in dieser Eindeutigkeit die Sklaverei ablehnen und der Gleichwertigkeit aller Rassen des Menschengeschlechts das Wort reden.

Vom Zuchthaus in die Villa Shatterhand

Die Verbindung von handfester Exotik mit den Allmachtsfantasien des reisenden Individuums Kara Ben Nemsis oder Old Shatterhand macht das Erfolgsgeheimnis Karl Mays aus. Individualpsychologisch lassen sich die Fantasien leicht erklären. Karl May entstammt den

Karl May wurde aus dem Lehrerseminar entlassen wegen des Diebstahls von sechs Kerzen.

ärmlichsten Verhältnissen, die sich im Deutschland dieser Jahrzehnte finden lassen. Er wurde 1842 im erzgebirgischen Ernstthal als fünftes von vierzehn Kindern einer Weberfamilie geboren. Das Leben in dieser Region war bestimmt von Hunger, Krankheit, Alkoholismus und Kriminalität. In seinen frühen, pseudonym erschienenen Dorfgeschichten und seiner späten Autobiografie gibt Karl May tiefe Einblicke in dieses Milieu.

Der Versuch zum bescheidenen sozialen Aufstieg durch den Besuch eines Lehrerseminars scheiterte. Er wurde aus dem Seminar entlassen wegen des Diebstahls von sechs Kerzen. Auf dem Gnadenweg durfte er weiterstudieren, machte sein Examen und fand nach einigen Irrwegen eine Stelle in der Fabriksschule in Alchemnitz.

Das währte nicht lange. Im Februar 1862 wird er zu einer ersten, sechswöchigen Gefängnisstrafe wegen Diebstahls verurteilt. Mit der Lehrerlaufbahn ist es endgültig vorbei. Es folgte eine eindrucksvolle Karriere als Kleinkrimineller, Hochstapler, Betrüger, Dieb, Ge-



Exotik und Allmachtsfantasien: «Der Schatz im Silbersee».

fängnisflüchtling. In der Summe bringt er es auf acht Jahre Arbeitshaus und Zuchthaus.

Unfassbar ist die atemlose schriftstellerische Produktivität des Autors Karl May, die nach der Entlassung aus dem Zuchthaus Waldheim im Jahre 1874 einsetzte. Es beginnt mit seinen erzgebirgischen Dorfgeschichten. Es folgen Abenteuergeschichten für Zeitschriften, allen voran für den katholischen *Hausschatz* und den

Guten Kameraden. Im Dresdner Verleger Heinrich Gotthold Münchmeyer, einem gelernten Zimmermann, fand er schliesslich einen kongenialen Partner, der seinerseits das Potenzial seines Autors erkannte und ihn als Redaktor anstellte. Unter blumigen Pseudonymen schrieb Karl May fünf grosse Romane im Umfang von je etwa 2500 grossformatigen Seiten, die Woche für Woche in Fortsetzungen erschienen und



Plädoyer für die Gleichwertigkeit aller Rassen des Menschengeschlechts:
Fotografien der indianischen Bevölkerung von Edward S. Curtis, um 1900.

von Kolporturen unters Volk gebracht wurden. Die eigentlich wirkungsmächtigen Konturen erhielt Autor wie Werk aber erst später durch die seit 1892 erscheinenden, legendär gewordenen 33 «grünen Bände» der Freiburger Fehsenfeld-Ausgabe.

Begnadeter Hochstapler

Natürlich sind es Fluchtwelten, die sich der ehemalige Zuchthäusler zusammenschreibt, aber es sind realitätshaltige Fluchtwelten. Karl May hat die Gefängnisbibliothek während seiner ersten Haftzeit ausgiebig genutzt und sich zu einem genialen Kompilator, oft auch Plagiator, herangebildet. Sein umfassendes Wissen über Geografie, Ethnografie, Geschichte, seine Sprachkenntnisse – im Schreiben an einen Leser von 1894 führt er 35 Sprachen und Dialekte auf, die er zu beherrschen behauptet – sind aus Büchern entnommen und so genial in Bü-

cher wieder eingearbeitet, dass Generationen von Lesern das als selbsterfahrene Wirklichkeit des Autors wahrgenommen und ihrerseits ihrem Wissensschatz einverleibt haben.

Karl May wurde berühmt und wohlhabend. 1896 ist er Besitzer der herrschaftlichen Villa Shatterhand in Radebeul, die seit 1928 das Karl-May-Museum – in DDR-Zeiten zeitweilig in Indianer-Museum umbenannt – beherbergt.

Innerhalb weniger Jahre wurde aus dem gefeierten Erfolgsautor ein von den Medien Gejagter.

Aber trotz allem Erfolg: Karl May war und blieb selbst in den Zeiten grössten Ruhms ein begnadeter Hochstapler. Mehrmals stand er wegen Amtsanmassung vor Gericht; und noch als Erfolgsautor führte er jahrzehntelang un-

berechtigt einen Dokortitel. Vor allem hielt er aber lange und hartnäckig an der Behauptung fest, identisch zu sein mit seinen Romanhelden Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi.

Gutgehen konnte das auf Dauer nicht. Jeder Erfolg hat seine Neider. Als Karl May erstmals europäischen Boden verlassen und seine knapp eineinhalbjährige Orientreise angetreten hatte, wurden zu Hause die Messer geschliffen. Es begann mit einem Artikel in der *Frankfurter Zeitung* vom Juni 1899. Karl Mays Behauptungen, «alles selbst erlebt» zu haben, wurden in Zweifel gezogen und schnell widerlegt, das Pseudonym der alten Münchmeyer-Romane wurde gelüftet und deren pornografischer wie sadistischer Inhalt ihm vorgehalten. Vor allem aber kamen seine Zuchthausstrafen ans Licht. Innerhalb weniger Jahre wurde aus dem gefeierten Erfolgsautor ein von den Medien Gejagter, verstrickt

in endlose Prozesse. Hinzu kamen böse Auseinandersetzungen mit seiner Frau Emma, die 1903 mit der Scheidung nach über zwanzigjähriger Ehe noch nicht beendet waren.

Ob es nun diese Erfahrungen waren oder der Überdruß an seiner eigenen Produktion oder auch die realen Erfahrungen, die er bei seiner Orientreise machen musste – Karl May erfährt um die Jahrhundertwende eine radikale Wendung vom Abenteurer zum Friedenshelden: «Empor ins Reich der Edelmenschen», heisst jetzt sein Welterlösungsprogramm, das dem Spätwerk zugrundeliegt. Der Schriftsteller Arno Schmidt hat in den 1960er Jahren energisch dafür plädiert, hierin das eigentliche und literarisch bedeutsame Werk zu sehen. Manche sind ihm hierin gefolgt, viele aber nicht.

Fluide Gebilde

Nach Karl Mays Tod gründete die Witwe, Karl Mays zweite Frau Klara, eine Stiftung und übertrug alle Rechte dem neugegründeten Radebeuler Karl-May-Verlag. 1960, als Karl May in der DDR nicht besonders wohlgekommen war, zog der Verlag nach Bamberg um. Unter seiner Obhut wurden die Texte Karl Mays einem in der deutschen Literaturgeschichte beispiellosen Überarbeitungsprozess unterzogen. Sie wurden gekürzt, umgeschrieben, auseinandergerissen und neu zusammengestellt. Generationen von Karl-May-Lesern sind mit Karl-May-Texten sozialisiert worden, die nicht von Karl May stammen. Im Kern ging es immer darum, die Werke Karl Mays über die Jahrzehnte hinweg marktfähig zu halten, aber auch die politischen Anpassungen an den herrschenden Zeitgeist spielten eine Rolle.

Es war ein sehr zäher und für den Verlag schmerzhafter Prozess, bei dem verschiedene öffentliche Interventionen Arno Schmidts in den 1960er Jahren eine massgebliche Rolle gespielt haben, bis sich der Verlag dem Ansinnen öffnete, die Veröffentlichung philologisch haltbarer Texte zu ermöglichen. Der 2018 veröffentlichte Briefwechsel zwischen dem damaligen –

nicht immer loyalen – Verlagsmitarbeiter Hans Wollschläger und Arno Schmidt gewährt einzigartige Einblicke in diesen finsternen Seitenwinkel des deutschen Literaturbetriebs.

Diese Verwerfungen führten zur Gründung der nun seit fünfzig Jahren bestehenden Karl-May-Gesellschaft, einer der mitgliederstärksten literarischen Gesellschaften in Deutschland. Durch sie wurde Karl May einer der besterforschten Autoren der deutschen Literaturgeschichte. Karl May ist allerdings selbst ebenfalls mit seinen Texten ziemlich

aber politisch ungeliebt, bis Erich Honecker dann 1982 den Bedürfnissen der DDR-Leserschaft nachgab und den 140. Geburts- und den 70. Todestag zum Anlass nahm, den Autor von allen Imperialismus-Vorwürfen freizusprechen.

In der Bundesrepublik blieb der Absatz der Werke als Jugendliteratur, befördert durch die grünen Bände der Bamberger Ausgabe und dann auch einer Taschenbuchausgabe, bis in die 1970er Jahre ungebrochen. Das gilt gleichermaßen für die siebzehn Karl-May-Filme, die in den 1960er Jahren enorme Publikumserfolge erzielten, auch wenn sie, zum Leidwesen der Puristen, mit den Handlungen der Romane nur wenig zu tun haben.

Herolde der Freiheit

Karl May entwirft literarische Räume von schillernder Doppeldeutigkeit. Mit wenigen Handgriffen konnten die jeweiligen Bearbeitergenerationen seine Texte an die jeweilige neue historische und auch politische Lage anpassen.

Auch die politische Vereinnahmung Karl Mays gibt ein schillerndes Bild ab.

Ernst Bloch, der grosse Visionär enttäuschter Hoffnungen, hat Karl Mays Romanen ein in Befreiungsfantasien wurzelndes utopisches Potenzial zugeschrieben; unfreundliche Kritiker haben hingegen eher Machtfantasien am Werk gesehen.

Zutreffend ist beides. Unverkennbar ist Karl May Anhänger eines ordnungsstiftenden, autoritären Obrigkeitsstaates, als dessen Repräsentant er sich im Wilden Westen wie im verwilderten Osmanischen Reich aufspielt. Zugleich sind seine Protagonisten aber Herolde der Freiheit und des Abenteuers. Karl May befriedigt damit das doppelte Bedürfnis des deutschen Bürgertums nach Sicherheit einerseits und Freiheit andererseits.

Dass eine eigentlich so belanglose Episode wie die Cancel-Culture-Aktion eines Jugendbuchverlags das offensichtlich nur sanft schlummernde Karl-May-Potenzial wieder so abrupt wachrütteln konnte, hängt vielleicht abermals mit der gesellschaftlichen Konstellation in Deutschland zusammen. Eine Gesellschaft, die seit Jahren von immer neuen obrigkeitstaatlichen Gängelungen erstickt wird, braucht Befreiungsfantasien. Und wenn sie schon so dumpf gemacht wurde, dass sie sich selbst nicht mehr schaffen kann, erinnert sie sich eben an die literarischen Fluchtwelten vergangener Tage.

Peter J. Brenner war Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität zu Köln. Mit Karl May befasst sich auch seine Regensburger Habilitationsschrift «Reisen in die Neue Welt» von 1986.



rabiät umgesprungen. Als er mit Fehsenfeld einen Verleger für eine Gesamtausgabe gefunden hatte, passte er seine einzelnen Romane den äusseren Vorgaben ziemlich willkürlich an. Mal kürzte er, mal schrieb er Kapitel – so das berühmte Schlusskapitel des «Schut», ein Meisterwerk deutscher Kitsch-Prosa – hinzu, um die 600-Seiten-Vorgabe zu erfüllen, mal stellte er frühere Texte zu neuen zusammen, änderte Namen der Protagonisten, um sie der neuen Umgebung anzupassen – kurz: Von ihren Anfängen bis in die jüngste Gegenwart sind Karl Mays Romane fluide Gebilde.

Auch die politische Vereinnahmung Karl Mays gibt ein schillerndes Bild ab. Im Dritten Reich war Karl May keineswegs unumstritten. Während die einen, Adolf Hitler gehörte bekanntlich dazu, seine Romanhelden als Vorbilder für die deutsche Jugend empfahlen – «Mut, Entschlusskraft, Schneid, Abenteuerlust» –, bemäkelten die anderen seine pazifistischen und religiösen Grundtendenzen.

In der DDR war es kaum anders: Lange Jahrzehnte war Karl May nicht direkt verboten,





DIE WELTWOCH

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Der Kinderbuchautor
Otfried Preussler hatte
ein einfache Lebensmaxime:
«Mit Anstand über
die Runden!»
Carsten Gansel, Seite 58



Kapitulation vor der Erneuerungskraft des Lebens.

Edouard Manet, Le Suicidé, 1881 – Der Selbstmord war in Mode damals, als Edouard Manet (1832–1883) kurz vor seinem Tod wohl, es ist nicht ganz klar, diese letzte Flucht vor einem Leben, das sich so verwirkt hatte, dass nur der Tod es noch retten konnte, malte. Meist Männer brachten sich um, das ist heute noch so, drei Viertel aller, die den Freitod wählen, sind Männer. Wahrscheinlich, weil sie mehr an sich denken als Frauen. Frauen denken an jene, die sie zurücklassen würden, und bleiben.

Maler brachten sich um damals, weil ihre Kunst von der jährlichen Kunstausstellung Salon de Paris abgewiesen wurde. Weil sie von

der Ahnung zur Gewissheit kamen, dass ihre Kunst nie grossartig sein würde, dass sie sich selbst und der Welt um sie herum nie würden genügen können. Sie brachten sich um, weil sie sich in die falschen Frauen verliebten, zu viel sofften, bankrott waren und der Opiumrausch sie nicht mehr genug weit weg und hin zur Erlösung tragen konnte. Sie brachten sich um, weil sie es vielleicht heldenhaft fanden oder zumindest männlich. Sie brachten sich um, weil die Schreie in ihnen drin zu laut wurden. Es waren mehr oder weniger dieselben Gründe wie schon seit der Antike; die scheinbare Unmöglichkeit, mit einem Versagen auf der ganzen Linie klarzukommen.

Sie erhängten sich, wie Manets junger Gehilfe Alexandre, eines Morgens baumelte er im Dachgebälk des Ateliers, und Manet suchte sich dann ein neues. Oder erschossen sich, wie Jules Holzappel, dessen Bilder niemand ausstellen wollte. Keine Leinwand wäre gross genug gewesen, um Platz zu haben für ihre Verzweiflung.

Jedes unnatürlich beendete Leben ist eine Tragödie, natürlich, ein zweifelhafter Ausweg aus einer scheinbaren Ausweglosigkeit, eine dramatische Kapitulation vor der Erneuerungskraft des Lebens und dem Glauben, dass zu Lebzeiten alles vorbeigehen kann, dass alles eine endliche Zeit hat und dann immer noch Leben übrigbleibt. *Michael Bahnerth*

Von der Kraft, sich nicht aufzugeben

Seine Erfahrungen in Krieg und Gefangenschaft haben den Kinderbuchautor Otfried Preussler geprägt: Sie haben ihn zum Optimisten gemacht.

Carsten Gansel

Am 1. August 1972 schreibt die zehnjährige Anja einen Brief an Otfried Preussler und teilt ihm mit, dass sie alle Bücher von ihm kenne. Ausser «Krabat». Sie habe die Stichwörter gelesen, und weil da etwas von Tondas Tod gestanden habe, würde sie sich nicht trauen, es zu kaufen. «Können Sie mir sagen, ob es wirklich traurig ist?» Und schliesslich bittet Anja um einen Rat. Sie wolle nämlich einmal Autorin werden, und da überlege sie, «wie lange» man am Tag schreiben soll.

Otfried Preussler, der über die Jahrzehnte Tausende von Briefen seiner kleinen und grösseren Leser erhalten und alle beantwortet hat, geht auf die Fragen der kleinen Briefschreiberin ein. Ja, der «Krabat», der sei «eigentlich für ein wenig ältere Leser bestimmt, so von zwölf Jahren aufwärts». Und ja, es würde «manches darin vorkommen, was Dich wohl – wie mich auch – traurig stimmen dürfte». Aber, so Otfried Preussler, «das Traurige und das Schöne, ja sogar das Lustige wohnen im Leben dicht nebeneinander, so ist das auch im Leben von Krabat».

Erfahrungen in Gefangenschaft

Auch die Frage zur Schriftstellerei bleibt nicht ohne Antwort. Man sollte erst einmal einen «richtigen» Beruf erlernen», rät der erfahrene Autor, «damit man immer schreiben kann, was man für richtig hält – und nicht das, womit man Geld verdienen kann». Daher sei er selbst auch fünfzehn Jahre lang Lehrer gewesen und habe «nur nebenbei geschrieben». Das habe ganz gut geklappt. Wie viele Stunden man am Tag schreiben soll, das allerdings sei schwer zu sagen. «Es gibt Tage, an denen ich nur wenige Zeilen fertigbringe», teilt er seine Erfahrung mit, «und es gibt andere, da schreibt es sich wie von allein.»

Die Briefe an seine Leser belegen etwas, was eine Grundlage für den Erfolg Preusslers war: Er hat seine kindlichen Leser immer ernst genommen und Schwarz-Weiss-Zuschreibungen abgelehnt. Selbst der machtbesessene Meister in seinem «Krabat» verkörpert keineswegs nur das «Böse» schlechthin.

Otfried Preussler, der seinen literarischen Durchbruch 1956 mit der Kindergeschichte vom «Kleinen Wassermann» hatte, dem bereits 1957 die «Kleine Hexe» folgte, war oberlehrerhaftes Belehren ein Graus, ebenso wie das Aufstellen von Regeln, an die Menschen sich zu halten haben, oder das beständige Moralisieren von jenen, die für sich in Anspruch nehmen, dass sie «die Guten» seien. Er hat sich immer dagegen gewehrt, als Autor darauf verpflichtet zu werden, einen gerade ausgerufenen Zeitgeist mit seinen politisch-ideologischen Ausschlussregeln zu bedienen.

Stattdessen verweist Preussler darauf, dass sein Partner beim Schreiben das Kind sei, «das ich selber einmal gewesen bin, [...] weit ent-

In einem Moskauer Archiv fand ich die Kriegsgefangenenakte von Otfried Preussler.

fernt von der Gegenwart dieses Tages – und dennoch stets gegenwärtig in meiner Seele, in meinem Bewusstsein». Dies waren Gründe, warum Preussler wohl der bedeutendste, bekannteste und erfolgreichste deutschsprachige Kinderbuchautor geworden ist, mit einer Weltauflage von mehr als fünfzig Millionen Büchern und Übersetzungen in 55 Sprachen. Im nächsten Jahr wäre er hundert Jahre alt geworden.

Wer also den Schlüssel zu Preusslers Werk sucht, der wird die frühe Kindheit und Jugend miteinbeziehen müssen. Und in jedem Fall auch seine Erfahrungen in Krieg und Gefangenschaft. Doch gerade über diese Phasen ist bislang so gut wie nichts bekanntgewesen.

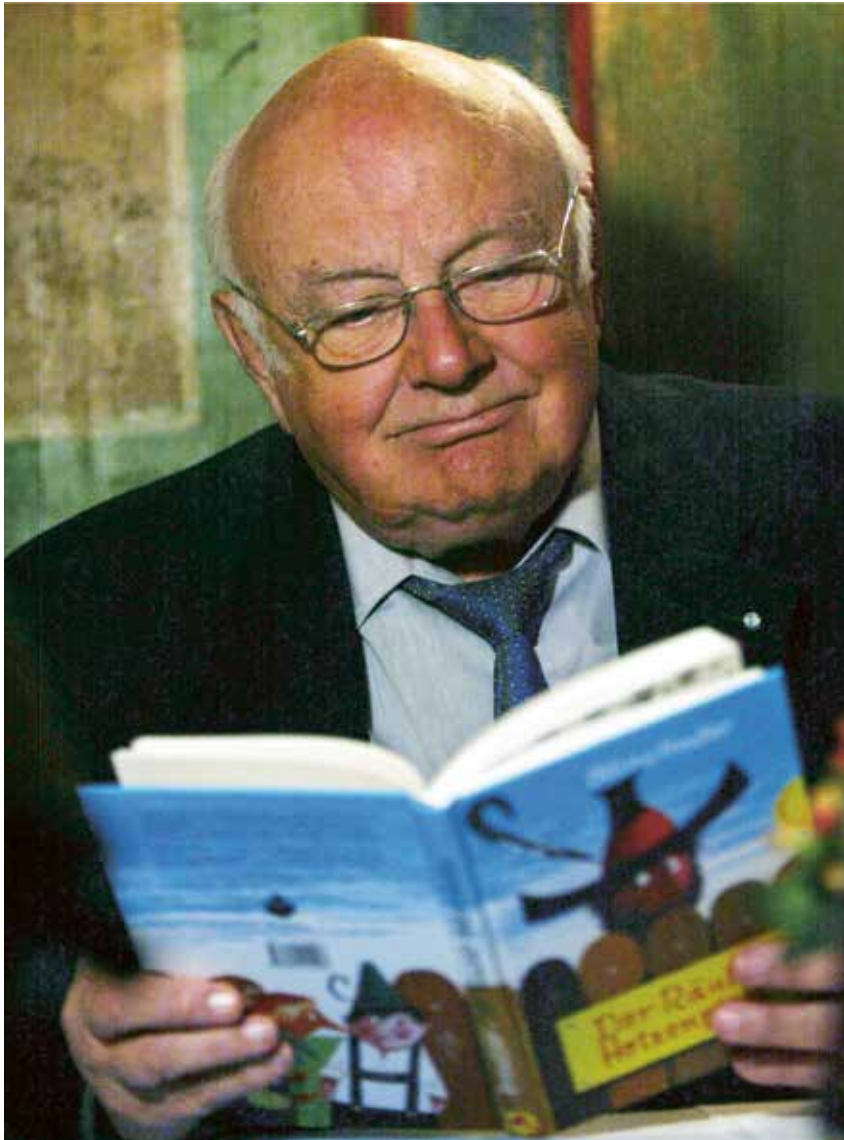
Und damit beginnt eine persönliche Geschichte: Ich bin Otfried Preussler begegnet, da war ich etwa so alt wie die kleine Briefschreiberin Anja, und der Autor hat mich dann in den nächsten Jahrzehnten nie losgelassen, nicht während des Studiums und noch weniger später, als es darum ging, jungen Leuten die deutsche Literatur nahezubringen. Wiederholt sind wir gemeinsam den frühen Kindheitsprägungen nachgegangen. «Ich bin unter

Büchern aufgewachsen», so setzt eine der Erinnerungen, nämlich die an «Mein Elternhaus im Schieferdörfel», ein, um sodann auf massgebliche Erfahrungen der «Lektüre der frühen Jahre» zu sprechen zu kommen. Dabei spielen die «Grossmutter Dora» wie auch der Vater eine entscheidende Rolle. Vor allem die Grossmutter hat aus dem Kopf immer wieder Geschichten erzählt, die lustig und bunt waren, «wie Kinder sie mögen, voll unerwarteter Wendungen».

Bei einem solchen Elternhaus wundert es nicht, dass der junge Mann, der im böhmischen Reichenberg gross wird, früh Gedichte schreibt. Die Spuren der bislang unbekanntenen Lyrik, die ich im privaten Nachlass wiederfinden konnte, führen nach Prag, wo Otfried Preussler studieren wollte. Doch bereits wenige Tage nach dem Abitur, im März 1942, kommt der junge Mann zur Wehrmacht und schliesslich an die Ostfront. Hier gerät er am 30. August 1944 in Gefangenschaft, aus der er erst am 22. Juni 1949 zurückkehren wird.

Krieg und Gefangenschaft, wie hat Otfried Preussler diese Jahre erlebt und überlebt? Eine Antwort, die man eindeutig auf den Punkt bringen kann, lautet: nicht zuletzt durch das Schreiben! In der Gefangenschaft entstehen Gedichte und Stücke. Auf diese ebenfalls unbekanntenen Quellen, die etwas über «Herkunft, Werdegang, emotionalgeistigen Charakter, Neigung, Erfahrung» aussagen – wie der Autor Franz Fühmann einmal festhielt –, bin ich erst 2012 gestossen. In einem Moskauer Archiv fand ich die Kriegsgefangenenakte von Otfried Preussler. Das war schliesslich der Impuls, genauer nachzuforschen und in den kommenden Jahren immer wieder den Gang in Archive anzutreten, in diesem Fall in russische.

Dadurch wurde es möglich, unbekanntes Material aus der Kriegsgefangenschaft zu erschliessen. Dazu gehört ein Biedermeierstück, eine lustige Verwechslungskomödie, die Preussler mit Blick auf das Publikum im Kriegsgefangenenlager Kasan in Kreuz- und Paarreimen schreibt. Zudem ein Schauspiel mit dem irritierenden Titel «Kang-Chen-Dzönga». Die stoffliche Grundlage bildet eine deutsche



Dem Erlebten, Erlittenen etwas Positives entgegensetzen: Autor Preussler.

Himalajaexpedition, die in den Jahren 1929 bis 1931 zweimal versucht hat, den dritthöchsten Berg der Welt, den Kangchendzönga, zu bezwingen. Im Stück beschliesst der Leiter der Expedition, obwohl der Gipfel nahe ist, den Abbruch des Unternehmens, weil er das Leben der Beteiligten nicht gefährden will. Ohne vom Krieg zu sprechen, beschäftigt sich der junge Preussler mit eben jenen Fragen, die in der Gefangenschaft eine Rolle spielen, es geht um Verantwortung, um Kapitulation und um Verrat.

«Mit Anstand über die Runden!»

Aber wie kommt es, dass Otfried Preussler nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft sich den Kindern zuwendet und für sie schreibt? Neben der Herkunft spielt hier der Versuch eine Rolle, dem Erlebten, Erfahrenen, Erlittenen etwas Positives entgegenzusetzen. Und genau dies sind die Geschichten vom «Kleinen Wassermann», der «Kleinen Hexe» oder dem raffinierten «Räuber Hotzenplotz». Aber es gibt auch eine andere Seite, die erst jetzt durch das Archivmaterial offenbar wird: Ot-

fried Preussler beginnt sich schon Mitte der 1950er Jahre einem Stoff zuzuwenden, der in den Dreissigjährigen Krieg führt.

Im Oktober 1959 fällt in einem Brief an die Thienemann-Verlegerin, Lotte Weitbrecht, zum ersten Mal der Name Krabat. Preussler ist optimistisch, dass er das Buch bald beenden können. Aber das ist ein Irrtum, dieser Roman beschäftigt ihn über viele Jahre, und zeitweise macht er ihn sogar krank. Denn mit dem «Krabat»-Stoff sind die Traumata von Krieg und Gefangenschaft an die Oberfläche gekommen. Doch 1971 ist es endlich geschafft, und der Roman wird ein Welterfolg.

In «Krabat» verarbeitet Otfried Preussler die Erfahrungen von Nationalsozialismus, Krieg und Gefangenschaft. Der Roman sei zwar «sehr weit abgesetzt von der Realität, die wir erlebt haben», aber er stelle ein Grundproblem dar, «die Auseinandersetzung mit der faszinierenden Macht, die sich bei näherem Zusehen als eine böse Macht entpuppt». Aber wie sich erst jetzt zeigt, werden Otfried Preussler diese Erfahrungen auch weiterhin beschäftigen.

Als er Mitte sechzig ist, sucht er sich erneut dem Trauma von Krieg und Gefangenschaft zu nähern. Der Arbeitstitel für den Text aus den 1980er Jahren lautet «Bessarabischer Sommer». Es sind «Fragmente zu einem Roman» und der Versuch, die Kriegszeit an der rumänischen Front im Jahr 1944 und den Weg in die Gefangenschaft in eine romanhafte Form zu fassen. Dazu nutzt Preussler das fiktionale Moment, er erfindet ein Alter Ego namens Trenkler.

Aber damit nicht genug; wiederum um die zehn Jahre später geht er daran, seine Autobiografie zu schreiben. «Verlorene Jahre?» wird sie heissen, und der Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Frank Schirrmacher, ist im April 1999 von der Lektüre «zutiefst be-

«Man muss, wenn man moralisch urteilen oder gar verurteilen will, das Ganze einer Situation kennen.»

eindruckt, ja begeistert». Zur Veröffentlichung freigegeben wird Preussler den Text dann aber nicht – vielleicht wird die Zeit einmal kommen!

In einer Erinnerung zieht Otfried Preussler eine Art Resümee, in dem er davon spricht, dass diejenigen, die Krieg und Gefangenschaft überstanden haben, für den Rest des Lebens «nicht mehr ganz davon loskommen». Die Jahre hinter Stacheldraht, das Kennenlernen von Menschen verschiedenster Herkunft wie auch ihr Verhalten in extremen Situationen hätten ihn zum Optimisten gemacht, weil er erlebt habe, wie der Mensch selbst in «ausweglos erscheinenden Situationen die Kraft zu entwickeln vermag, sich nicht aufzugeben».

Und noch etwas anderes kommt hinzu, nämlich dass er in den schweren Jahren eine ganz einfache Lebensmaxime verinnerlicht hat: «Mit Anstand über die Runden!» Und er ergänzt: «Ich weiss, dass es schwierig ist, moralische Urteile abzugeben oder gar zu fällen. Man muss, wenn man moralisch urteilen oder gar verurteilen will, das Ganze einer Situation kennen. Anderen gegenüber habe ich so viel Verständnis wie nur irgend möglich, und im Zweifelsfall lasse ich immer mildernde Umstände gelten. Der Mensch ist ein angefochtenes und anfechtbares Wesen, und er wäre kein Mensch, wenn er sein ganzes Leben ohne den Schatten irgendeiner Fehlleistung hinter sich bringen könnte. Und da wiederum vertraue ich ganz entschieden darauf, dass der liebe Gott kein Buchhalter ist und auch kein Jurist. Und das beruhigt mich ungemein.» Wie wahr, möchte man sagen und hoffen, dass diese Maxime in der Gegenwart gehört werde.

Von Carsten Gansel erschien im Mai im Verlag Galiani Berlin: «Kind einer schwierigen Zeit – Otfried Preusslers frühe Jahre» (560 S., Fr. 39.90).

Wie Kleider politisch wurden

Rolf Hürzeler

Ulinka Rublack: Die Geburt der Mode – Eine Kulturgeschichte der Renaissance. Aus dem Englischen von Karin Schuler. Klett-Cotta. 536 S., Fr. 69.90

Der englische König Heinrich VIII. gab in einer Anwendung von eitler Frivolität ein aufwendiges Fest am Hof. Vierundzwanzig junge Männer waren eingeladen – allesamt nach deutscher Mode gekleidet. Heinrich war eben erst gekrönt worden und musste aller Welt seine neu erworbene Macht demonstrieren. Dazu dienten ihm die geschlitzten deutschen Kleider. Denn diese galten zu Beginn des 16. Jahrhunderts als ultimativer Chic in Europa. Etwas verwunder-



Das Opulente konnte gottgefällig sein: Mode der Renaissance.

lich zwar aus heutiger Sicht, denkt man doch bei Mode nicht zwingend an Deutschland.

Doch ebendort war in der Renaissance das vornehme Tuch angesagt, wie die in Cambridge lehrende Historikerin Ulinka Rublack in ihrem neuen Buch schreibt. Denn im Frühkapitalismus erkannten Handelsleute wie die Fugger den Wert der Kleidung zur Machtausübung. Entsprechend waren sie bereit, für eine Garderobe viel Geld auszugeben. Dieses wiederum war wohl investiert, weil es ihre Stellung zwischen aufstrebendem Bürgertum und dem Adel festigte: «In einer extrem hierarchischen Gesellschaft war das Bekleiden per definitionem ein politisierter Prozess», schreibt Rublack. Wer etwas sein wollte, setzte auf ein entsprechendes Erscheinungsbild.

Diesen politischen Wert der Mode hatte auch die Kirche entdeckt: «Kleidung konnte den Anschein des Göttlichen vermitteln.» Allerdings galt nicht zwingend die Bescheidenheit der Mönchskutte als Zier. Ebenso wichtig war der Prunk, den die Kirchenoberen im Sinn von Thomas von Aquin rechtfertigten: «Die Gewänder hoher Geistlicher sollten ihre inneren moralischen Qualitäten und die Autorität ihrer Träger sowie Stärke und Wohlstand der Kirche dokumentieren.» Genau das indes missfiel eifrigen Reformatoren in jener Zeit, obschon auch sie der Eitelkeit nicht entsagen konnten.

«Schlechte Sitten angenommen»

Die Bekleidung zeigte vielmehr die Vielfalt dieser Bewegung: Für Reformatoren wie den Zürcher Huldrych Zwingli war nur das Schlichte gottgefällig. Sein Nürnberger Mitstreiter Andreas Oslander dagegen schätzte den Auftritt im feinen Tuch. Luther wiederum liess sich von niemandem beirren und kleidete sich gerne eigenwillig in Rot: «Dieses vollkommene Purpurrot muss seinen prophetischen Status und seine Verbindung zur weltlichen Macht symbolisiert haben», schreibt die Historikerin. Seine katholischen Gegner beriefen sich dagegen auf den frühchristlichen Kirchenvater Cyprian, der behauptete, Gott hätte rote Schafe geschaffen, wenn Laien Rot tragen sollten.

Rublack hat in ihrem Buch nicht nur die Bekleidung bekannter Protagonisten im Visier. So berichtet sie ausführlich von einem «Kleidungsboeklin», das der Augsburger Matthäus Schwarz (1497–1574) von sich anfertigen liess. Schwarz, ein Buchhalter der Fugger, liess sein Leben in 137 Darstellungen von verschiedenen Künstlern über die Jahre dokumentieren. Seine äussere Erscheinung belegt, wie die Mode seinen sozialen Aufstieg, sein Familienleben und schliesslich sein Alter spiegelte. Die Bekleidung zeugte von seinem wachsenden gesellschaftlichen und materiellen Einfluss, der ihm wiederum eine teurere Garderobe ermöglichte – Mode als dialektischer Prozess.

Wie sehr die Bekleidung das Schicksal der Menschen in der Frühmoderne mitbestimmte, illustriert die in Briefen dokumentierte Lebensgeschichte des Nürnberger Ehepaars Magdalena und Balthasar Paumgartner. Die

Das Tragen ausländischer Stoffe bezeugte eine Weltoffenheit, die nicht von allen gern gesehen wurde.

beiden führten in gemeinsamer Regie eine Tuchhandelsgesellschaft. Sie betreute die heimische Kundschaft, er reiste durch das südliche Europa und suchte neue Stoffe. Die Bekleidung ging weit über das Funktionale hinaus und bildete ihre merkantile Existenzgrundlage.

Das Tragen ausländischer Stoffe bezeugte eine Weltoffenheit, die nicht von allen gern gesehen wurde. So kritisierte der Philosoph Conrad Celtis in Nürnberg, dass Trachten zu häufig gewechselt würden: «Die Bürger haben nämlich von fremden Völkern, mit denen sie Handel treiben, schlechte Sitten angenommen und lassen sich von verschiedenen Nationen beeinflussen.» Celtis setzte auf Schwarz: «Diese Farbe stand von Natur aus für politisierte Werte wie Beständigkeit und Treue, weil sie nicht umgefärbt werden konnte.» Das muss dem Ehepaar Paumgartner wohl bekannt gewesen sein. Sie kümmerten sich nicht darum und setzten damit ein Zeichen für eigenständiges Denken.

Das Buch «Die Geburt der Mode» bietet einen packenden Einblick in eine Epoche, die historisch so breit aufgearbeitet ist wie wenige andere. Mit dem Blick auf die Bekleidung hat die Autorin indes einen Ansatz gewählt, der neue Perspektiven eröffnet.

Verführung als eitles Machtspiel

Pia Reinacher

Amélie Nothomb: Ambivalenz. Aus dem Französischen von Brigitte Grosse. Diogenes. 128 S., Fr. 29.90

Amélie Nothomb ist eine Ikone der französischen Literaturszene. Ihr glitzernder Schalk, ihre übermütige Ironie, ihre halb kindliche, halb altkluge Ausstrahlung haben dazu beigetragen, dass sie nicht nur zum Liebling der Medien avancierte, sondern auch zu einer virtuellen Beziehungspartnerin vieler Französinen und Franzosen. Seit dreissig Jahren publiziert sie jeden Herbst einen Roman. Und jedes Mal wird sie zur «rentrée littéraire» in die einflussreichste Literatursendung Frankreichs, «La grande librairie», eingeladen.

Mit den weit ausladenden Hüten, dem blassen, gepuderten Teint, den feuerrot geschminkten Lippen und den schwarzen, oft bis zum Boden wallenden Kleidern sitzt sie dann artig da, in mädchenhafter Pose, und parliert mit der hellen, fröhlichen Stimme eines vierzehnjährigen Jungen so schlagfertig, dass man sie auch mögen würde, wenn man mit ihren Büchern wenig anfangen könnte. Die Tochter eines grossbürgerlichen, in den Adelsstand erhobenen belgischen Diplomaten hat die Wirkung der Selbstinszenierung lange vor den Akteuren der sozialen Medien begriffen; aber im Gegensatz zu den meist platten Strategien der «Influencerinnen» konterkariert sie sich dabei ununterbrochen selbst – mit entwaffnendem Charme.

Als Autorin ist Amélie Nothomb ebenso diszipliniert wie besessen. Jeden Tag steht sie um

vier Uhr morgens auf und schreibt während vier Stunden an ihren Romanen. Drei Stück pro Jahr produziert sie, einen davon publiziert sie. Am Nachmittag beantwortet sie stundenlang die Flut von Briefen und E-Mails, die sie von ihren Bewunderern aus aller Welt erhält. Es ist offensichtlich, dass bei diesem Produktions-tempo nicht alle Bücher von tiefschürfender

Drei Romane pro Jahr produziert Amélie Nothomb, einen davon publiziert sie.

Intensität sein können. Es sind häufig leichte, im Parlando-Ton geschriebene Geschichten über Liebe, Hass, Rache und vertrackte Beziehungen auf dem Hintergrund der elitären Pariser Gesellschaft.

Mit «Premier sang» erzählte sie 2021 die Geschichte ihres Vaters. Er starb unerwartet, in Corona-Zeiten. Amélie Nothomb konnte wegen der Quarantäne nicht an seiner Beerdigung teilnehmen – ein Abschied ohne Abschied. Um damit fertig zu werden, wollte sie ihn literarisch wiedererwecken. Ihre Geschichte ist eine Gratwanderung zwischen Fakten und Fiktion. Denn die Autorin schlüpft in das Ich des Vaters, des weitgereisten Diplomaten, und erzählt sein abenteuerliches Leben aus seiner Optik.

Im eben auf Deutsch erschienenen Roman «Ambivalenz» («Les prénoms épicènes») erweist sich die französische Schriftstellerin als Meisterin der literarischen Camouflage. Der Roman kommt harmlos unterhaltend daher, entpuppt sich aber beim zweiten Blick als bitterböse ehetechnische Vernichtungstragödie. Es ist die Geschichte der Beziehung von Claude und Dominique, die auf der Basis von Täuschung, Projektion und Selbsttäuschung beruht.

Ehetechnische Vernichtungstragödie

Ambivalent sind dabei schon die Vornamen, die geschlechtsneutral zwischen weiblich und männlich changieren. Das ist die Voraussetzung des Dramas. Denn weder ist Dominique je eine Frau aus Fleisch und Blut geworden, noch hat Claude eine wirklich männliche Identität entwickelt. Was ihn an-



Ikone der Literaturszene: Autorin Nothomb.

treibt, sind enttäuschte Liebe, verstiegener Ehrgeiz und eisiger Hass. Seine wahre Liebe galt einst einer wunderschönen Frau mit dem sprechenden Namen «Reine». Diese hat den aus einfachen Verhältnissen stammenden, in der bretonischen Hafenstadt Brest lebenden Claude verstossen, weil ihr die Ehe mit einem vermögenden Generaldirektor ein Leben in der Pariser Oberschicht garantierte. Damit ist er nie fertig geworden.

Zur Wiederherstellung seiner Selbstachtung und zur Befriedigung seiner verquälten Machtgier entwirft er einen schlaun Plan: Er verführt die naive Dominique, heiratet sie, zwingt ihr ein Kind auf und manipuliert sie so lange, bis sie nach seinen Plänen die Nähe von Reine sucht und sich als deren Freundin anbietet. Gleichzeitig arbeitet er sich mit verbissenem Ehrgeiz an die Spitze seines Unternehmens hoch.

Seine Tochter hasst er, ihre Freundin, Kind eines Marokkaners, verachtet er. Die eigene Frau ist ihm nur ein Instrument, um das System der Frau, die ihn verstossen hat, aus den

Angeln zu heben. Der dramatische Umschlag ereignet sich, als Dominique endlich eine Einladung in eine Gesellschaft von Reine bekommen hat. Zufällig hört sie, wie Claude im Nebenzimmer der früheren Geliebten Reine die Manipulationsstrategie gesteht, die eigene Frau entwertet und damit hofft, Reine zurückzugewinnen. Der bitteren Desillusionierung folgt die Befreiung. Die Machtverhältnisse verkehren sich schlagartig, Dominique verlässt ihren Mann, der krank wird und daran zugrunde geht.

Amélie Nothomb gibt dieser Plot Gelegenheit, ihre Stärken auszuspielen: die Entlarvung von Verführung als eitles Spiel von Macht und Illusion, die Dekuvrierung des lächerlichen französischen Standesdünkels, der sich bis heute an royalen Mustern orientiert, die Denunzierung der Ehe als Trugbild von «Leidenschaft» zum alleinigen Zweck der Selbstoptimierung – alles Ingredienzien des normalen menschlichen Zusammenlebens, das Nothomb ebenso genussvoll wie kühl sezziert.



Präzis und effizient: Autor Lewinsky.

Auf der Suche nach dem berühmten Vater

Daniel Weber

Charles Lewinsky: Sein Sohn.
Diogenes. 368 S., Fr. 34.90

Es beginnt und endet mit einem Toten. Und dazwischen entfaltet sich eine Lebensgeschichte, die Charles Lewinsky in diesem «historischen Roman» grossartig erfunden hat: jene des Louis Chabos, von dem man nur weiss, dass er im Dezember 1794 geboren und in einem Waisenhaus in Mailand abgegeben wurde. In seinem letzten Buch, «Der Halbbart» (2020), versenkte Lewinsky sich munter fabulierend in die Welt der alten Eidgenossen. In «Sein Sohn» ist er ein ebenso einfallsreicher und leidenschaftlicher Geschichtenerzähler. Aber er findet vom ersten Satz an eine ganz andere Sprache:

«Die Totengräber arbeiteten langsam. Wenn das Brot knapp wird, muss man die letzten Bissen einteilen.

«Eine einzige Leiche heute», sagte der Alte. «Die Krankheit gönnt uns nichts mehr.»

«Die Seuche geht zu Ende», sagte der Junge.

«Wir wollen es nicht hoffen», sagte der Alte.»

Karge, schmucklose Hauptsätze, verdichtet aufs Unentbehrliche: Diesen lakonischen Ton hält das Buch virtuos durch – nach Adjektiven kann man lange suchen. Lewinsky ist zudem ein Meister des pointierten Dialogs, der genau weiss, welche emotionale Kraft im Unausgesprochenen liegt. «Sein Sohn» ist präzise und effizient erzählt, in kurzen, nur zwei, drei

Lewinsky weiss genau, welche emotionale Kraft im Unausgesprochenen liegt.

Seiten umfassenden Kapiteln, in mit wenigen Strichen hingeworfenen Szenen und Episoden. Die Kindheit des Titelhelden umfasst ein paar wenige Seiten: Im dritten Kapitel wird der Säugling im Waisenhaus abgegeben, im vierten ist Louis sechs Jahre alt und wird von den grösseren Kindern verprügelt, im sechsten hat

er seinen zwölften Geburtstag: «Du bist jetzt kein Kind mehr», sagt die Mutter Oberin, die Leiterin des Waisenhauses, und schickt ihn als Dienstboten zu einem Marchese.

Verwirrung im Krieg

Der lebenskluge, verarmte Edelmann wird Louis' Mentor. Er bringt ihm nicht nur Tischmanieren bei, sondern weckt auch sein Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl und erteilt ihm praktische Ratschläge: «Bestell nie den Wein, den dir der Wirt empfiehlt.» Nach dem Tod des Marchese läuft Louis weg, meldet sich mit sechzehn als Freiwilliger bei der französischen Armee und zieht in den Krieg. Welcher Krieg genau das ist, weiss er nicht. «Er marschierte vorwärts, weil auch andere vorwärts marschierten.» Mit Glück überlebt er das Grauen seiner ersten Schlacht. «Man hatte sie auf vieles vorbereitet. Auf den Pulverdampf. Den Lärm. Sogar auf die Toten. Vom Blutgestank hatte keiner etwas gesagt.» Und nichts von der Verwirrung im Krieg. Das ernüchternde Fazit lautet: «Vielleicht hatten sie gesiegt. Vielleicht auch nicht.»

Auf dem Rückzug aus Russland wird seine Hand zerschmettert. Noch keine zwanzig Jahre alt, ist der Kriegsinvalid am Tiefpunkt seines Lebens. Aber der Apotheker, bei dem er sich Gift besorgen will, bringt ihn vom Selbstmord ab: «Sind Sie überhaupt nicht neugierig darauf, zu wissen, wo Sie herkommen?»

Dies ist das zentrale Motiv, das der wie im Zeitraffer erzählte Roman ansteuert: die Suche nach der Herkunft und damit nach der eigenen Identität. Da seine Geburt registriert wurde, kann Louis den Namen seiner Mutter auffindig machen, Marianne Banzori, wohnhaft in Reichenau in Rätien. Sein Weg führt also in die Schweiz. Seine Mutter, erfährt Louis, war Köchin bei den von Tscharners auf Schloss Reichenau. Und sein Vater, ein Franzose aus Paris, war kurze Zeit Lehrer an der vom Schlossherrn eingerichteten Schule. Den Namen Chabos gab ihm der Schulleiter Jost – und schwor, den wahren Namen des berühmten Vaters niemals preiszugeben. Was wir hier auch nicht tun wollen.

Louis bleibt bei Jost, der inzwischen Weinhändler in Zizers ist, wird sein Angestellter, später sein Nachfolger und Erbe. Er findet Freunde, gründet eine Familie, wird im Dorf respektiert und schliesslich sogar eingebürgert. Aber ein beschauliches, glückliches Leben hat Lewinsky für ihn nicht vorgesehen. Ein Zufall enthüllt, wer sein Vater ist, und er kann nicht anders, als nach Paris zu reisen. Nach Paris, wo die Cholera ausgebrochen ist. So nimmt das Verhängnis seinen Lauf.

Die eine oder andere Wendung, die das furiose Finale der Vatersuche bereithält, mag einem etwas überzogen vorkommen. Aber man folgt der wirkungsvoll entschlackten Geschichte gespannt bis zur letzten Zeile dieses Buchs, mit dem Charles Lewinsky ein Wurf gelungen ist.

Blutiger deutscher Sommer

Wolfgang Koydl

Roman Deininger, Uwe Ritzer: Die Spiele des Jahrhunderts. Olympia 1972, der Terror und das neue Deutschland. dtv, 2021. 527 S., Fr. 39.90

Markus Brauckmann, Gregor Schöllgen: München 72. Ein deutscher Sommer, DVA. 368 S., Fr. 39.90

Als München 1966 den Zuschlag für die Olympischen Spiele 1972 erhielt, regierte in Bonn Ludwig Erhard – Vater des Wirtschaftswunders, Erbe Konrad Adenauers.

Als die Spiele stattfanden, hiess der Kanzler Willy Brandt, der erste Sozialdemokrat in diesem Amt seit fast vierzig Jahren, Symbol des Aufbruchs in eine neue Zeit.

Die Personalien illustrieren die Veränderungen, welche die alte, die westliche Bundesrepublik in diesen Jahren durchlebte. Und auch die Spiele der XX. Olympiade markierten eine Zeitenwende: Die «heiteren Spiele» begannen als Apotheose der 68er – leicht, sorglos, zuversichtlich. Mit Otl Aichers pastellfarbenem Design, Günter Behnischs schwebendem Stadionsdach und Kurt Edelhagens swingender *world music*. Und das Maskottchen war ein Dackel, kein Schäferhund.

Plötzlich Winter

Doch der Terroranschlag auf die israelische Mannschaft zerstörte alles und läutete ein neues Zeitalter von Krisen, Kriegen und Konflikten ein, das bis heute andauert. Das palästinensische Mordkommando vernichtete die Unschuld nicht nur dieser Spiele, sondern einer ganzen Generation. Oder wie es ein ARD-Kommentator zum Abschluss formulierte: «Es waren die schönsten Olympischen Spiele, die je kaputtgemacht wurden.»

Auch die zwei Bücher, die zum 50. Jahrestag erschienen sind, verkörpern die zwei Seiten dieser dramatischen Wochen. Markus Brauckmann und Gregor Schöllgen lassen die Welt von damals wiederauferstehen – mit Rainer Langhans und Uschi Obermaier, Uschi Glas, Katja Ebstein und «Blacky» Fuchsberger, mit der *Bravo* und dem schon damals sauerköpfigen unkenden *Spiegel*. «Ein deutscher Sommer» lautet denn auch passend der Untertitel ihres Buches. Ein Sommer, der unvermittelt in einem frostigen Winter endete.

Im Gegensatz dazu legen es Uwe Ritzer und Roman Deininger, Redaktoren der *Süddeutschen Zeitung*, mit «Die Spiele des Jahrhunderts» epischer an. Ihre Erzählung beginnt im Jahre 1912, als der spätere IOC-Präsident Avery Brundage als Fünfkämpfer bei den Spielen in Stock-

holm antrat. Ihr Buch endet auch erst in der Gegenwart, über der ein Schatten liegt: Weil sich Deutschland jahrzehntelang weigerte, die Angehörigen der israelischen Opfer anständig zu entschädigen oder ihnen auch nur Akten-einsicht zu gewähren, will Israel die Gedenkfeier am 5. September in Fürstfeldbruck boykottieren.

Tatsächlich staunte die Welt gleich zweimal über dieses neue Deutschland, das sich präsentierte: Nur 27 Jahre nach Kriegsende, nur 36 Jahre nach den Nazi-Spielen von Berlin verzauberte eine gänzlich andere Nation Beobachter, Besucher und Athleten mit Charme, Weltoffenheit und Leichtigkeit. Doch als der Terror zuschlug, war die Welt erschüttert über die Inkompetenz, ja Hilflosigkeit des angeblichen Weltmeisters in Disziplin und Organisationstalent.

Aber auch das Verhalten der Olympia-Funktionäre wirft Fragen auf. Es dauerte Stunden, bis sie die Spiele unterbrachen. Die Leichen ermordeter Israelis lagen im olympischen Dorf,

Der Anschlag auf die israelische Mannschaft läutete ein Zeitalter von Krisen, Kriegen und Konflikten ein.

da wurde ein paar Kilometer weiter geritten, Kanu gefahren und Volleyball gespielt. Einigen IOC-Mitgliedern hätte eine Schweigeminute völlig gereicht.

Unklar war auch, ob die Spiele weitergehen würden. Zehn Minuten bevor er seine Kabine betrat, wusste Stadionsprecher Fuchsberger nicht, was er sagen sollte. «Sie kriegen einen Zettel, auf dem steht, wie es weitergeht», beruhigte ihn der deutsche IOC-Mann Willi Daume. Letztlich traf Brundage die Entscheidung: «The games must go on.»

Alles andere, und darin stimmte ihm sogar der israelische Delegationsleiter zu, hätte einen Sieg des Terrorismus über den olympischen Gedanken bedeutet.



Verlorene Unschuld: München 72.

Die Sprache Der König von Zürich

Volkes Mund tut Wahrheit kund, so heisst es, und sollte dies nicht auf die *Zürischnure* zutreffen, dann doch auf den Zürcher Volksmund. Seit 1889 blickt Alfred Escher, einer der Gründerväter der modernen Schweiz, auf die Zürcher Bahnhofstrasse. Fast hätte man ihn kürzlich vom Sockel gestossen, den «König von Zürich», wie ihn der Volksmund schon zu seinen Lebzeiten genannt hatte; seine Familie war offenbar in den Sklavenhandel verstrickt. Die Bahnhofstrasse ist eben ein heisses Pflaster; ein paar Schritte weiter, auf der Pestalozzianlage vor dem Globus, sollen früher schon Hinrichtungen stattgefunden haben. Voll im Trend hingegen ist das 1898 als «Vegetarierheim» gegründete Restaurant «Hiltl», damals vom Volksmund als «Wurzelbunker» bezeichnet.

Einer wie Escher würde heute sicher an der Goldküste residieren, auf der rechten Seite des Zürichsees, wo viel Geld und Licht ist, und nicht an der gegenüberliegenden «Pfnüselküste», vom flexiblen Volksmund wegen der steigenden Immobilienpreise auch bereits Silberküste genannt. Nicht mehr so verrückt wie ehemals präsentiert sich der Kreis 4, der «Chreis Cheib»; in Ausser-sihl wurden früher Tierkadaver vergraben (*Cheibe*). Wer trotzdem in einer der Bars im sogenannten Bermudadreieck abstürzt, muss aufpassen, dass er nicht im «Hotel Suff» landet, einer Ausnüchterungszelle auf der Urania-Wache. Touristen ist zu empfehlen, die dortige «Blüemlihalle» zu besichtigen, die von Augusto Giacometti gestaltete Eingangshalle.

Die Seufzerbrücke, man weiss es, ist in Venedig zu besichtigen. Die frühere Passerelle über den Geleisen, heute Negrellisteg, bekam ebenfalls diesen Namen. 1950 wurde eine andere Seufzerbrücke abgebrochen; die gedeckte Holzbrücke führte vom Bahnhofquai zur Papierwerd (heute Globus-Provisorium). Eine dritte Seufzerbrücke beim Bauschänzli wurde 1856 durch einen Fussgängersteg ersetzt. Der Volksmund hat indes dafür gesorgt, dass es in Zürich eine *Sacré-Cœur* gibt, die auf einem Moränenhügel thronende Kirche Enge.

Max Wey

Leiden am Liebeswahn

Die Tedeschi Trucks Band lotet die «Layla»-Geschichte neu aus.

Peter Kemper

Tedeschi Trucks Band: I Am The Moon – Episode I–IV: «Crescent», «Ascension», «The Fall», «Farewell» (4 CDs), Fantasy Records. Concord/Universal Music

Es scheint eine schicksalhafte Verbindung zwischen der Tedeschi Trucks Band und dem «Layla»-Stoff zu geben: Hatte Eric Clapton das einhundertseitige Gedicht «Layla and Majnun» des persischen Dichters Nizami Ganjavi aus dem 12. Jahrhundert bereits 1970 als Inspirationsquelle für sein Doppelalbum «Layla and Other Assorted Love Songs» genutzt, so gaben Trucks' Eltern neun Jahre später ihrem Erstgeborenen in Anspielung auf Claptons Pseudonym (Derek and the Dominos) den Namen Derek. Darüber hinaus spielten sie dem Kind mit Vorliebe Claptons liebes-trunkene Songs als Einschlafmusik vor.

Der Kreis schloss sich, als Trucks Ende der neunziger Jahre als zweiter Gitarrist in Claptons Band unzählige Male dessen Signatur-Tune «Layla» mit seiner Slide-Gitarre veredelte. Wenn man dann noch bedenkt, dass Trucks' Frau und musikalische Partnerin Susan Tedeschi am Tag der Veröffentlichung von Claptons «Layla»-Album geboren wurde, wirkt das alte Sufi-Gedicht für die beiden fast wie ein geheimer Wegweiser.

Liebevolle Hommage

Da konnte es die Fans der Tedeschi Trucks Band (TTB) auch nicht weiter verwundern, dass sich das zwölköpfige Kollektiv im August 2019 auf dem Lockn' Festival in Arrington, Virginia, daranmachte, das komplette Clapton-Album neu zu interpretieren und den Live-Mitschnitt als «Layla Revisited» zu veröffentlichen: liebevolle Hommage und zeitgemässe Aneignung des Songzyklus gleichermaßen. Jetzt ist man noch einen Schritt weitergegangen, indem man sich fragte: Was kann dabei herauskommen, wenn die Geschichte einer dramatischen, weil vergeblichen Liebe auf die Einsamkeits- und Abgeschiedenheitsgefühle während der Pandemie trifft?

Als der TTB-Sänger Mike Mattison im Mai 2020, im tiefsten Corona-Lockdown also, vorschlug, das historische «Layla»-Poem doch einmal einer genaueren Lesart zu unterziehen, um zu schauen, welche Motive und Handlungsstränge in der Geschichte noch schlummern, war das ganze Ensemble begeistert: Endlich hatte man mit dem 800 Jahre alten Gedicht eine gemeinsame Plattform gefunden, auf der eine kreative Selbstverständigung aller Bandmitglieder möglich wurde. Achtzehn Monate lang konnte das Kollektiv nicht auf Tour gehen und Geld verdienen; in den Jahren zuvor war die Band ununterbrochen auf Achse gewesen und hatte die musikalische Leidenschaft am Köcheln halten können.

Schnell wurde klar, dass die Relektüre der fatalen Romanze einen wahren Produktivitätsschub bei Trucks & Co auslöste. In wenigen Monaten entstanden 24 neue Songs. Doch um die Energie des ambitionierten Projekts nicht

Herausgekommen ist bei diesem wohl ehrgeizigsten Projekt ein betörendes Gegenwartspanorama.

auf einen Schlag zu verpulvern, traf man eine kluge Entscheidung: Die Musik sollte zwar als Ganzes veröffentlicht werden, jedoch in homöopathischen Dosen, in vier Episoden auf vier aufeinander folgenden CDs. Mit den Titeln «Crescent», «Ascension», «The Fall» und «Farewell» wollte man nicht nur die Fülle des historischen «Layla»-Stoffs gliedern, sondern auch Tableaux für jeweils sechs Songs bieten, so dass jedes Album rund vierzig Minuten dauert:

«Das ist die richtige Länge, um eine Platte zu verdauen. Ich denke dabei an meine Lieblingsplatte «Axis: Bold as Love» von Jimi Hendrix, die ist 36 Minuten lang», erklärt Derek Trucks.

Zu jedem Album plante man zudem eine visuelle Begleitung durch einen rund halbstündigen Film, der auf dem bandeigenen Youtube-Kanal die Musik auch optisch erlebbar machen sollte: Die Mixturen aus Studio- und Live-Einspielungen, atmosphärischen



Sind wir am Ende nur in die Liebe verliebt?

Fotografien, psychedelischen Spielereien und allegorischen Bildsequenzen haben den Anspruch, die «kaleidoskopischen Strukturen der Musik» einzufangen. Keine leichte Aufgabe, der sich aber die impressionistisch veranlagte Dokumentarfilmerin Alix Lambert mit Bravour entledigte.



Derek Trucks und Susan Tedeschi.

Herausgekommen ist bei diesem wohl ehrgeizigsten Projekt der Tedeschi Trucks Band ein betörendes Gegenwarts-panorama: Die subtilen Verblendungen aus Blues-, Funk-, Country-, Jazz- und Gospel-Motiven lauschen der «Layla»-Geschichte eine verführerische Vielfalt an Themen ab. Es geht um das Faszino-

sum romantischer Empfindungen, die Lust an der Vergeblichkeit, die Tragik unerschütterlichen Glaubens, die Zerstörungskraft von Beziehungen, den immerwährenden Kampf um Hoffnung und nicht zuletzt um verpasste Gelegenheiten.

Während das Clapton-Album die Frauenfigur Layla noch eindimensional als Objekt der Begierde begriff, nach dem Motto: «Ich will dich, aber ich kann dich nicht haben», erforschen die vier CDs den viel komplexeren Plot des Gedichts. Was denkt beispielsweise Layla über ihre zum Scheitern verdammt Gefühle? Sie wird von ihrem literarischen Schöpfer Nizami keineswegs als hilflose Schönheit geschildert. Und so macht sich Susan Tedeschi jetzt für eine feministische Lesart des Gedichts stark, in der Layla nicht ein von Männern entworfenes abstraktes Liebeskonzept repräsentiert, sondern eine selbstbestimmte Frau.

Der Titelsong «I Am The Moon», geschrieben vom Keyboard-Spieler Gabe Dixon, der dem ganzen CD-Zyklus seinen Namen gibt, verarbeitet jene Szene des Gedichts, in der Layla im Haus ihres Vaters eingeschlossen ist und ihre Sehnsucht nach dem Geliebten in Zeilen wie «Ich bin der Mond, und du bist die strahlende Sonne» zu Papier bringt. Textzeilen wie «I walk these halls like a prisoner / 'Cause they want to save me from myself» handeln dabei nicht nur von Laylas unerfüllter Liebe, sondern auch von den Einsamkeitsgefühlen während der Pandemie. Tedeschis gesangliche Interpretation erinnert dabei an ein elegisches Al-Green-Arrangement aus den Siebzigern, an dessen Ende Derek Trucks mit seinem jubelnden Bottleneck-Spiel einen reinigenden Notenschwall entfesselt.

Ziellos durch die Wüste

Der Mond erscheint in den Songs als der grosse Weltbeweger, der nicht nur Ebbe und Flut, sondern ebenso Freude und Furcht evoziert. In einer frühen Szene des Gedichts beschimpft Laylas Vater einen der Abgesandten des werbenden Majnun mit den Worten: «Layla is the moon / And who presumes the splendid moon to gain?» Schnell macht der Dichter Ganjavi klar, dass die Jugendliebe unter keinem guten Stern steht. Die nicht nur von ihrem Vater glorifizierte Layla ist für Majnun so unerreichbar wie der Mond, jener in der Menschheitsgeschichte immer wieder umschwärmte Stein am Himmel.

Als Lord Byron das Gedicht einst als «Romeo und Julia des Ostens» bezeichnete, hatte er jene dramatische Opulenz im Blick, die den Plot auszeichnet: Wüstenschlachten, umherziehende Horden wilder Tiere, Diener als Schmuggler geheimer Botschaften in jasmingeschwängerten Nächten und ein Majnun, der Höllenqualen erleidet, sich in wachsendem

Wahnsinn nach Layla verzehrt und ziellos durch die Wüste irrt. Die Angebetete muss sich derweil, obwohl sie sich ihrer Liebe sicher ist, eingestehen, dass sie von Majnuns zügel- und ziellosem Verhalten zunehmend beschämt ist.

Charme der Natürlichkeit

So vielfältig die Perspektiven in Ganjavis Dichtung sind, so ausschweifend gelingt ihre musikalische Umsetzung. «Yes We Will» vom dritten Album «The Fall» bietet ausreichend Raum für Trucks, das Wurzelwerk des elektrischen Blues als Inspirationsquelle der Band freizulegen, während das an eine Kirchen-

Der Mond erscheint in den Songs als der grosse Weltbeweger, der Freude und Furcht evoziert.

hymne erinnernde «So Long Savior» von Trucks an der Akustikgitarre und Tedeschi am Schlagzeug angetrieben wird. Von seltener Intensität ist der Wah-Wah-Funk von «Ain't That Something» mit schneidenden Bläsesätzen.

Überragend aber klingt das zwölfminütige Instrumentalstück «Pasaquan»: «Meine erste Idee war, dass es wie entspanntes Dobro-Spiel auf der Veranda» wirken sollte, erklärt Trucks. Sein sehnsüchtiges Griffbrett-Gleiten versöhnt hier die Spiritualität des späten John Coltrane mit den Worldbeat-Turbulenzen von Santanas «Caravanserai». Natürlich werden auch Erinnerungen an die Southern-Rock-Ekstasen der Allman Brothers wach, wo der jugendliche Derek jahrelang in den Fussstapfen von Claptons «Blutsbruder» Duane Allman wandelte. In anderen Stücken verbünden sich die Klänge der Marching Bands aus New Orleans, wenn sie mit jubelnder Respektlosigkeit von einem Begräbnis heimkehren, mit mondsüchtigen Deltafantasien.

Ein Konzeptprojekt ist immer ein heikles Unterfangen: Es darf nicht verkopft wirken und muss den lockeren Charme der Natürlichkeit bewahren. Beides gelingt der Tedeschi Trucks Band in ihrem «I Am The Moon»-Unternehmen mit spielerischer Leichtigkeit. Klingt es doch episch und intim zugleich. Bisweilen weht gar ein tiefgründiger philosophischer Hauch durch die Texte – etwa, wenn Susan Tedeschi in der sanft swingenden Eröffnungsnummer «Hear My Dear» das Paradox vollkommener Welterschliessung thematisiert: ««As we watch the world go by / There's so much we search to find / Holding on to memories gone away / Knowing there's so much more to say.»

Doch vielleicht ist das Werk dort am anregendsten, wo es unterschwellig die Frage formuliert: Sind wir am Ende fatalerweise nur in die Liebe verliebt?

Fernsehen

Gewiefter Talker

René Hildbrand

Club / Arena: SRF

Es tat der Sendung gut: Mario Grossniklaus hat in den Sommerferien einmal mehr «Club»-Moderatorin Barbara Lüthi vertreten. Hin und wieder darf er das auch für Sandro Brotz bei der «Arena» tun. Der Berner ist nicht verbissen wie die «Club»-Chefin. Er nervt nicht. Er ist unaufgeregt, dossiersicher, kritisch und fair. In seiner konzentrierten Gesprächsführung lässt er sich neugierig auf seine Gäste ein. Damit schafft er es, dass einigermaßen gewinnbringend diskutiert und gepflegt gestritten wird. Denn er weiss: Der «Club» ist eigentlich keine Talkshow, sondern eine Debattensendung. Auch darum verzichtet er auf Selbstinszenierung. Hartnäckig nachfragen kann er durchaus. In der «Arena» fuhr er Alain Berset an den Karren, weil eine Darstellung im Abstimmungsbüchlein nicht korrekt war.

Im «Club» versucht Grossniklaus, sich auf die zu konzentrieren, die etwas zu sagen haben. Alle Gäste haben eine Meinung, aber manchmal fehlt die Ahnung. Mit seinen wenigen Einsätzen kann der wendige TV-Allrounder Grossniklaus dem «Club» nicht aus der Klemme helfen. Die Quoten der inzwischen 37-jährigen Sendung sind schon lange im Keller. Sie findet selten Resonanz. Der Erkenntnisgewinn ist in den meisten Fällen (zu) mager, überraschende Sichtweisen selten. Die Ausgabe über die AHV-Reform, die uns alle betrifft, haben gerade mal 70 000 Leute gesehen. Nach der Ausstrahlung von «10 vor 10» sank der Marktanteil des SRF um mehr als 25 Prozent. Es besteht Handlungsbedarf. Was Mario Grossniklaus betrifft: Ab und an werden Stellvertreter Nachfolger. Dem «Club» würde das guttun.



„Immer dasselbe, wenn die Touristen
'nen Platten haben...“



Blutige Eingriffe: «Game of Thrones»-Vorgeschichte «House of the Dragon».

Serien

Tanz der Drachen

Wolfram Knorr

House of the Dragon (USA, HBO-Serie, 2022)

Von Ryan J. Condal, Miguel Sapochnik.

Mit Paddy Considine, Matt Smith, Emma D'Arcy, Milly Alcock, Tom Glynn-Carney

Statt eines gewaltigen Raumschiffs, das sich auf die Leinwand schiebt und in den Tiefen des Alls einer fernen Vergangenheit verschwindet, fliegt ein voluminöser Drache ins Bild, segelt durch Wolken und landet auf einem Plateau, auch in längst vergangene Zeiten. Aus dem Science-Fiction-Fantasy-Hype à la «Star Wars» wurde die König-Ritter-Fantasy «House of the Dragon». Statt Kunststoff, Neonlicht und Laserschwerter gibt es hier Eisen und monumentale Burgen, prächtige Wamse, kostbare Gewänder, barockes Gepränge: die komplette Menagerie aus Königen, Prinzessinnen, Prinzen, Ritter, durchsetzt von wüsten Intriganten und feuerspeienden Drachen, alles unter flackerndem Kerzenlicht. Ein lebenssattes Gemenge aus Brutalität, Sex und wüsten Ränkespielen.

Problemschwer wie in der Wirklichkeit geht es also auch in der Märchenwelt von «House of the Dragon» zu, dem Nachfolger, präzise: Prequel der einst wuchtigen «Game of Thrones»-Serie. Und weil sie sogar 200 Jahre vor dem Thronerangel angesiedelt ist und auch wieder um Macht rumgeknört wird, kann der geneigte Fan sich behaglich zurücklehnen: Es hat sich im Grunde nichts geändert. Auch

das erinnert an die schnöde Wirklichkeit, zumindest an Nietzsches Albtraum von der ewigen Wiederkehr des Gleichen.

In «House of the Dragon» geht es um die Targaryen-Dynastie und den Erbfolge-Clinch im Haus Westeros. Der Bruder von König Viserys I. (Paddy Considine), Daemon (Matt Smith) – der Name dürfte Programm sein –, der die Palastwache kommandiert und Gegnern den Kopf abschlagen lässt, ist reichlich sauer, als Thronfolger nicht in Frage zu kommen. Der König traut ihm eine solche Verantwortung nicht zu. Aber auch Prinzessin Rhaenyra (Emma D'Arcy), die maugig in die Welt blickende Erstgeborene

*Nicht äussere Feinde bedrohen
das Land, sondern
innere Konflikte zerstören es.*

des Königs, ist nicht glücklich: Sie werde als Frau in der Hierarchie kaum berücksichtigt. Doch dann, als die Geburt des zweiten Kindes (eines Jungen) missglückt und Mutter und Sohn sterben, kommt Rhaenyra doch noch in den Genuss der Thronfolge. Das wiederum führt zu Ärger mit Halbbruder Aegon, der sich um den Thron geprellt sieht. Und weil auch Daemon alles andere als nachgeben will, entsteht ein Bürgerkrieg, der «Tanz der Drachen». Denn Westeros gehört zu jenen Reichen, die im Besitz von Drachen sind; und wer die besitzt, ist eigentlich unschlagbar. Genau darin liegt die Tragödie des Grossreichs: Nicht äussere Feinde, die es natürlich auch gibt, bedrohen das Land, sondern innere Konflikte zerstören es.

Wie es sich gehört, muss das Prequel (auch nur eine wichtigtuerische Bezeichnung für eine Fort-

setzung von «Game of Thrones») in seiner ersten Folge mit einer fulminanten Szene trumpfen, um das Publikum gleich mal süchtig zu machen. Während draussen ein heftiges Lanzen Turnier stattfindet, ringt im Palast die geliebte Königin mit der Geburt. Das Baby liegt quer, und ein Mediziner stellt den König vor die Alternative: Das Kind liesse sich mit einem Bauchschnitt heraus holen, mit dem Verlust der Mutter; oder kein Schnitt, dann stürben beide. Der König entscheidet sich für das Wagnis der Öffnung, und das wuchtige, holzsplitternde Lanzen duell wird brutal mit dem blutigen Eingriff an der Mutter zu einem adrenalinsteigernden, archaischen Prozess der Gewalt montiert. Das hat, keine Frage, emotionale Wucht.

Das Spiel mit den Cliffhangern

Die Targaryens sind mit ihren weissen, glatten Haaren präraffaelitisch dekadente Figuren zwischen Salon-Dandys, Minnesängern und Schwertkämpfern. Das weibliche Personal bewegt sich auch ästhetisch irgendwo zwischen präziösen Burgfräuleins, wollüstigen Salomes und intriganten «Macbeth»-Ladys. «Feuer und Blut»-Autor George R. R. Martin benutzte das ausgreifende Machtgerangel als Sprungbrett in pseudo-shakespearesche Bedeutung, was prompt zu Vergleichen mit dem Grossdramatiker aufgegriffen wurde. Doch das weder böse noch gute Personal ist noch lange kein Garant dafür, in den Zauberkreis shakespearescher Welterklärer aufgenommen zu werden. Dafür gilt der Drache, das feurige Fabelwesen, als «geflügelte Atombombe» (*Spiegel*). Und natürlich besitzt nicht jeder Staat einen Feuerspeier, was sofort zu Analogien mit der herrschende Realität führt: Atommächte haben Macht, Drachenbesitzer auch. Die aber, wie im Haus Targaryen, können vor innerem Zerfall nicht schützen.

Vor Jahren gab es die legendäre Dauerwurst «Lindenstrasse» im deutschen Fernsehen, über die sich viele wunderten, dass sie so lange erfolgreich blieb. Ein Medienfachmann fand heraus, dass es an der Erwartung lag: Jede Folge endete mit einem Cliffhanger, die Hoffnung schürend, in der kommenden Folge werde das eingelöst, was die vergangene nicht leistete. Natürlich ist die HBO-Produktion mit dem pfeifigen Miethaus-Dramolett nicht vergleichbar, aber die Erkenntnis der «Erwartung» trifft auch auf das opulente Welttheater um die Throne zu. Nach dem Ende von «Game of Thrones» war die Fangemeinde ziemlich frustriert und erhoffte sich, erwartete Fortsetzungen der Saga, schliesslich bietet Martins voluminöses Roman-Ceuvre haufenweise Stoffe. Und siehe da, nach «House of the Dragon» sollen noch weitere Spin-offs folgen, wie «10000 Ships», «Tales of Dunk and Egg», «Snow» et cetera. Aber die Konkurrenz schläft nicht: Auch «Herr der Ringe» startet demnächst mit einem Prequel.

Frisuren Proll ist wieder toll Dominique Feusi

Zum Comeback des Vokuhila

Ja, schon wieder eine Frisurediskussion, doch diese hier wird schön, denn wir sagen nur ein einziges Mal «kulturelle Aneignung». So, schon geschehen. Denn seit diesem Sommer wissen wir: Es gibt strukturellen Rassismus im Haupthaar. Also aufgepasst bei der Frisurenwahl, heutzutage wird Geschmack schnell zum Schicksal. Doch was ist in dieser sensiblen Zeit nicht nur modisch der richtige Schnitt, sondern auch moralisch ein Hit? Es ist, wer hätte es gedacht, der einstige Antagonist: Der Proll, der Aussenseiter, der Ewiggestrige, ja die bis anhin böse Frisur schlechthin wird Mainstream. Richtig, der Vokuhila ist zurück. Tja, auch wenn Sie sich damit unwohl fühlen, denn ein Abbruch des Trends ist nicht in Sicht.

Im Gegenteil, vorerst geht «vorne kurz, hinten lang» so richtig steil. Und wo multiplizieren sich Trends zum globalen Phänomen? Na klar, auf Social Media, da gingen kürzlich die «USA Mullet Championships Kids» auf zig Kanälen viral: skurrile Frisurenbilder von



Passat perfekt in die Zeit: Vokuhila.

Kindern, die an der amerikanischen Meisterschaft um den schönsten *mullet*, wie da der Vokuhila heisst, konkurrieren. Die Jungs tragen Namen wie Rustin, Landry oder Epic, verspiegelte Sonnenbrillen, T-Shirts mit Sternbanner; und müsste man das Milieu erraten: Die Eltern sind wohl kaum Demokraten.

Denn «business in the front, party in the back» ist für viele nicht nur Frisur, sondern auch Lebenseinstellung pur: *mullet*-Träger galten bis anhin als konservativ und rebellisch zugleich.

Joe Exotic, der Hauptdarsteller der Netflix-Doku «Tiger King», während der Pandemie die meistgestreamte Serie der Welt, ist gefeierter Exponent dieser Zunft. Der durchgeknallte Hillbilly-König, der momentan eine 22-jährige Haftstrafe absitzt, hat mit seinem *white trash glam* mitsamt blondiertem Extrem-*mullet* viel für dessen Verbreitung getan. Er ging quasi mit schlechtem Beispiel voran. Plus Lockdown, ergo: Wer nicht zum Coiffeur kann, schnipselt sich selbst an den Haaren rum. Und vorne kommt man nun mal besser ran: Na, dann hinten eben lang. Tja, manchmal sind Trends so banal.

Die Wurzeln des Vokuhila werden in Konstantinopel vermutet: 532 tobte ein Mob durch die Strassen von Byzanz, der Historiker Prokopios (500–562) vermerkte in seiner «Anekdo-

Die erwachsenen Söhne meiner Bekannten haben nun denselben Haarschnitt wie damals mein Vater.

ta» auch des Mobs haarige Dissonanz: «Vom Haupthaar schoren sie den Vorderteil bis zu den Schläfen, den Rest liessen sie ohne rechten Grund ganz lang herunterhängen.» Ein Haarschnitt als Synonym für schlechtes Benehmen.

Aber auch der Rebellion, und mit dieser Ästhetik flirtet jede Jugend- und Populärkultur, daher war der Vokuhila in unterschiedlich radikaler Form auch immer wieder ein Statement der Avantgarde: David Bowie, Rod Stewart, Keith Richards und Paul McCartney gingen in den frühen 1970ern in Rockstar-Manier voran, in den 1980ern gab's dann kein Halten mehr: Cher, Andre Agassi, Jane Fonda, Patrick Swayze, Chuck Norris, Bono, David Hasselhoff, Rudi Völler, kaum jemand widerstand dem Vokuhila. Durchgestuft war gut. Nicht nur bei den Stars. Und für *sie* und *ihn*, denn die Frisur war schon non-binär, als das noch unisex hiess. Ausserdem trug der Mann von Welt dazu Schnauz. Tja, so sahen die Menschen in den achtziger Jahren eben aus. Sie auch?

Und so sehen die jungen Menschen heute wieder aus. Ist es Ihnen auch schon aufgefallen? Die erwachsenen Söhne meiner Bekannten tragen dieselbe Frisur wie damals mein Vater. Das wirkt befremdlich vertraut. So sehr, dass es mir manchmal graut. «Sexy? Klar, der Look, aber die sind so jung», sagte ich neulich zu einer Freundin. «Zu jung? Sprich bitte nur für dich!», sagte sie.

Ja, der Stufenschnitt ist wieder salonfähig. Marc Menden, Inhaber von «Mad Hairstyling» mit vier Salons in Zürich, sagt, dass zurzeit jede zweite Person einen Stufenschnitt wünsche, jede fünfte einen richtigen Vokuhila. Bam, das nennt sich Trend! Mir gefällt's. Wohlige 1980er-Jahre-Nostalgie mit einem Schuss Ironie, ein Schnitt zur Schizophrenie der Gegenwart: Was hintenrum abgeht, ist das Gegenteil vom dem, was man vorne zeigt. Passat perfekt in die Zeit.



Furiöse Auftritte: Musikerin Wüstendörfer.

Klassik

Neues entdecken, Neugier wecken

Rolf Hürzeler

Allstar Symphony: mit Sina, Michael von der Heide und anderen. Andermatt, 10. September

Jerusalem Chamber Music Festival Ensemble: mit Elena Bashkirova, Michael Barenboim und anderen. Andermatt, 21. Oktober

Sie sprudelt wie ein alpiner Bergbach. Die Musikerin Lena-Lisa Wüstendörfer spricht vor der spektakulären Gebirgskulisse in Andermatt von ihrer grössten Leidenschaft – den musikalischen Entdeckungen: «Es gibt so viele vergessene Schweizer Komponisten, die viel zu bieten haben», sagt sie und strahlt dazu. Der Konditorsohn August Walter (1821–1896) gehört etwa dazu, der es in Basel zum Musikdirektor brachte und dessen Sinfonie in Es-Dur nach seinem Tod für lange Zeit in Vergessenheit geriet, bis das Swiss Orchestra sie wiederentdeckte. Oder der Winterthurer Johann Carl Eschmann (1826–1882) fand mit seinen Kompositionen die Anerkennung von Richard Wagner, der ihm eine

Serenade widmete. Wüstendörfer redet mit dem Engagement einer Dozentin, die einen ganzen Hörsaal begeistern will. «Das sind Schätze, nach denen ich in Archiven und Bibliotheken leidenschaftlich suche.»

Die 39-jährige Lena-Lisa Wüstendörfer ist vieles in einem – Dirigentin, Intendantin und eben Musikwissenschaftlerin. Bei unserem Treffen in Andermatt ist sie gerade Intendantin. Sie organisiert und leitet mit ihrem Team die Veranstaltungsreihe Andermatt Music. «Das ist kein weiteres Festival», stellt sie gleich klar. Es handle sich dabei vielmehr um ein Angebot mit Konzerten, die sich auf das ganze Jahr verteilen. Sie schwärmt vom «grossartigen Konzertsaal» im lokalen «Radisson Blu»-Hotel, der bis zu 550 Personen Platz bietet.

Warum gerade Mahler?

Das von ihr betreute kulturelle Angebot erstreckt sich weit, bis über die Klassik: So steht im September ein Abend mit Sina und Michael von der Heide im Programm. Im Oktober ist ein Auftritt des Jerusalem Chamber Music Festival Ensemble vorgesehen.

Auch hier möchte Wüstendörfer vor allem Neues entdecken und die Neugier der Besucher wecken, was bei ihr als Lebensdevise durchgehen könnte. «Dabei muss auch Konventionelles

stattfinden», sagt sie. Allerdings wehrt sich Wüstendörfer gegen die Praxis, mit sicheren Werten wie Mozart oder Beethoven das Publikum anzulocken und ihm dann im Programm willkürlich Unbekanntes unterzujubeln: «Das Unkonventionelle soll immer stimmig in den Kontext eingefügt sein.»

Daneben leitet Wüstendörfer das fünfzigköpfige Swiss Orchestra als Dirigentin. Ihre Auftritte mit den langen, blonden Haaren sind furios, etwa wenn sie die Ouvertüre zu einem dänischen Singspiel des Neuenburgers Jean Baptiste Edouard Dupuy dirigiert – wieder so einer, von dem noch kaum jemand etwas gehört hat. Sie redet aber von ihm wie von einem alten Bekannten, der nach einer Liebesaffäre in Schwierigkeiten geraten ist. Genauso ist es Dupuy ergangen, allerdings im frühen vorletzten Jahrhundert am dänischen Hof. Die Anekdote belegt, dass alte Schweizer Komponisten nicht nur wegen ihrer Musik gute Geschichten hergeben.

Lena-Lisa Wüstendörfer ist in Zürich in einer kulturrainen Familie mit zwei Brüdern aufgewachsen. Ihre Mutter ist Simultanübersetzerin, ihr verstorbener Vater war Edzard Wüstendörfer, der jahrelang zum Ensemble des Schauspielhauses gehörte. Einem weiteren Publikum wurde er als Off-Sprecher der Nachrichtensendungen des Schweizer Fernsehens bekannt. Der legendäre Léon Huber präsentierte die «Tagesschau» vor der Kamera, während Wüstendörfer die Kommentare zu den Filmbeiträgen sprach: «Ich hörte als Kind meinen Vater reden und konnte mir nicht vorstellen, wo der sein könnte», erinnert sie sich.

Später besuchte sie das Gymnasium Hohe Promenade, studierte in Basel Musik und promovierte mit einer Arbeit über die Rezeption von Gustav Mahlers 4. Sinfonie: «Klingender Zeitgeist». Warum gerade Mahler, der nicht

«Das Unkonventionelle soll immer stimmig in den Kontext eingefügt sein.»

zwingend unter «unbekannte Komponisten» läuft? «Seine Musik besticht mit einer grossen Spannweite an Deutungsmöglichkeiten», sagt Wüstendörfer. Mahler lasse Dirigenten eigenständig interpretieren und führe sie gleichzeitig mit präzisen Anweisungen durch die Partitur. Am meisten interessiert sie an Mahler indes, wie unterschiedlich seine Musik wahrgenommen wird. «Früher folgte die Interpretation einheitlicheren Strömungen; heute wird sie unserem Zeitgeist entsprechend individualistischer verstanden.»

Kann eine, die sich die Musik solchermassen zum Lebensinhalt macht, noch entspannt ein Konzert hören? «Aber sicher, die kindliche Offenheit habe ich bewahrt», sagt Wüstendörfer.

Sie lächelt dazu einen Moment, und schon ist sie mit den Gedanken anderswo. Ein Fotograf steht vor ihr, der den anstehenden Schubert-Liederabend ablichten soll. Jetzt ist Lena-Lisa Wüstenböcker wieder ganz Managerin. Sie hört zu und gibt Anweisungen, sehr charmant, aber auch bestimmt. Von dieser Frau wird noch zu hören sein – in mancher Beziehung.

Dokfilm

Leichte Neigung zur Hochstapelei

Benjamin Bögli

«Alles über Martin Suter. Ausser die Wahrheit» (CH 2022). Regie: André Schäfer. Mit Martin Suter

Bald bringt Regisseur André Schäfer auch noch einen Film über Thomas Mann heraus. Zwischen ihm und Martin Suter liegen Welten: zwei Kriege und mindestens ein Zauberberg. Was sie sicher verbindet, sind das Bücherschreiben, der elegante Auftritt und die Hochstapelei. Bei Thomas Mann hatte diese ihren grossen Auftritt – für seine Begriffe schon fast unterhaltungsliterarisch – im genialen Roman «Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull». Bei Suter dringt sie immer wieder durch. Im Plagiats-Thriller «Lila, Lila» zum Beispiel oder in der Verkörperung von Allmen, dem Kunstdetektiv seiner gleichnamigen Krimi-Reihe. Im soeben angelaufenen Dokumentarfilm «Alles über Martin Suter. Ausser die Wahrheit» gibt der an einem 29. Februar geborene Schweizer Bestsellerautor ganz am Schluss sogar zu, auch selber ein bisschen zur Hochstapelei zu neigen.

Suters Werk und dem Film schadet das nicht. Wohl weil die Bücher wesentlich unterhaltbarer sind, als sich der Autor selber vor der Kamera gibt, wählte Regisseur Schäfer eine sanfte, spielfilmhafte Inszenierung mit Texten von Suters Werken und liess ihn die Bücher gleich selber mündlich einordnen. Der Dokumentarfilm ist so etwas wie das Making-of einiger Suter-Romane, eine Art kommentierte Bewegtbild-Fassung seiner Bücher – mehr für Fans als für jene, die den mittlerweile 74-Jährigen nicht kennen. Die Filmemacher zaubern diesen typischen Suter-Sound, der auch die Faszination seiner Geschichten ausmacht, auf die Leinwand: Die Mischung aus ausgeklügelter Geheimnislüfterei, zarter Melancholie und Savoir-vivre überzeugt auch im Kino.

Typischer Suter-Sound

«Alles über Martin Suter. Ausser die Wahrheit» wirkt wie ein Promo-Film über den ehemaligen Spitzenwerbetexter und sein Schaffen. Weil die 91 Minuten sehr gut unterhalten, sein Werk

und auch den Menschen dahinter etwas näherbringen, macht das überhaupt nichts.

«Die Zeit, die Zeit», Suters wehmütigster Roman, gibt dem Film die Struktur. In dieser Geschichte versuchen zwei Männer, das Schicksal zu überlisten, indem sie die Vergangenheit wiederherstellen. Von einer gewissen Nostalgie wird auch Suter ergriffen, als er vor der Kamera erklärt, dass er immer weniger Zeit habe und schreiberisch noch so viel vorhabe. Das Verblüffende ist hier aber die visuelle Umsetzung des Buchs. Die Szenerie von «Die Zeit, die Zeit» sieht im Film genau so aus, wie man sie sich beim Lesen vorstellt. Das zeigt, wie präzise Suter beschreiben kann – Kopfkino vom Feinsten.

Dazwischen streut der Schriftsteller heitere Anekdoten aus dem Literaturbetrieb ein. Zum Beispiel, dass sein Durchbruchsbuch «Small World» eigentlich «Schneebälle im Mai» hiess, Diogenes-Verlegerlegende Daniel Keel es dann aber 1997 mit dem englischen Titel zum Kassenschlager machte. Oder er gibt preis, wie Diogenes seinen ersten Roman ablehnte. Weniger



Kopfkino: Martin Suter mit Tochter Ana.

gelingen sind die Szenen, die nichts mit Suters Stoffen zu tun haben: Vor allem der Abstecher nach Marrakesch, wo der Romancier und seine Frau ein Haus besitzen, liefert bis auf ein paar schöne Bilder wenig Substanzielles.

Die amüsanteste Einstellung wiederum hat nichts mit Suters Geschichten zu tun. Man sieht Suter und seinen Freund, den Musiker Stephan Eicher, mit dem er immer wieder zusammenarbeitet, wie sie in Freiburg auf der deutsch-französischen Sprachgrenze hin- und hergehen. Die beiden wechseln dabei nahtlos vom Deutschen ins Französische und zurück. Das hat vielleicht etwas Angeberisches, aber es passt wunderbar in Suters fantasievolles Universum, in dem Hochstapler nicht zu kurz kommen.

Jazz

Synchronisierter Herzschatz

Peter Rüedi

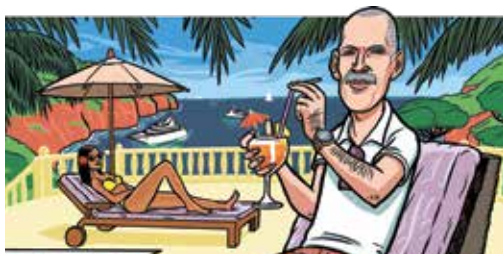
Enrico Rava / Fred Hersch: The Song Is You. ECM 2746 4534395

Enrico Rava eine Doppelnatur zu nennen, hiesse seine Vielseitigkeit unterschätzen. Er spricht auf der Trompete (und dem Flügelhorn) viele Sprachen, von seinen Anfängen im «Free Jazz» (mit Carla Bley, Steve Lacy, Manfred Schoof, Gato Barbieri – *you name them*) bis zu Auseinandersetzungen mit dem klassischen Opernrepertoire (gelegentlich zusammen mit Streichergruppen), eigenen Formationen unterschiedlichster stilistischer Ausrichtung, immer auf der Suche nach Herausforderung durch ganze Generationen von Nachfolgern oder Schülern. Allerdings kann man beim 1939 geborenen, charismatischen Altmeister des italienischen Jazz insofern doch vom doppelten Rava sprechen, als er für die virtuose, brachial-triumphale Seite seines Instruments ebenso steht wie für die subtil-intime. In beiden Sphären bewies er sich als grosser Melancholiker und Melomane. Und als ein begnadeter Lyriker.

Die bewegendsten Zeugnisse seiner fragilen Kunst der Intimität finden sich in seinen Duoaufnahmen, zum Beispiel auf dem Album «The Third Man» mit Stefano Bollani (ECM, 2007); und jetzt in einer Begegnung der kostbarsten Art mit dem amerikanischen Pianisten Fred Hersch. Mit «The Song Is You» gelingt den beiden eines der bezauberndsten Piano-Trompeten-Duos der Jazzgeschichte. Dieser fühlen sie sich beide gleichermassen verbunden; entsprechend ist die Auswahl ihrer Songs. Neben einer inspiriert freien «Improvisation» und je einem eigenen Titel (Ravas «The Trial» und Herschs genial einfachem «Child's Song») synchronisieren die beiden zum Auftakt ihren Herzschatz in einer behutsam-eindringlichen neuen Lesart von Antônio Carlos Jobims «Retrato em branco e preto» (der Bossa-nova-Klassiker findet sich schon bei Ravas Duo mit Bollani). Im Standard «I'm Getting Sentimental Over You» verschränken sie auf verspielte Weise die melodischen Erfindungen (wie Rava überhaupt fließendes Legato der Staccato-Attacca vorzieht).

Im Titelsong verrätseln sie die bekannte Vorlage in einer langen, vieldeutigen Einleitung, und auch die statische Tektonik von Thelonious Monks «Misterioso» lösen sie, respektvoll und eigenwillig, ins Vieldeutige auf. «Round Midnight», Monks Balladenklassiker, beschliesst als Pianosolo die CD als eine Art Zugabe. «Alone Together»: Selten erleben wir Musik wie hier als ebenso konzentrierten wie entspannten Austausch von Empathie.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Nadelstiche

Mark van Huissing

«Wenn etwas zu gut tönt, um wahr zu sein, ist es das meist auch nicht.» So lautet eine bedeutsame Erkenntnis, die Ihr Kolumnist in seinem Berufsleben gemacht hat. Und an die ich mich erinnerte, als ich vor Monaten (erstmal seit längerer Zeit wieder) über sogenannte *needle spiking*-Vorfälle las. Es handelt sich dabei um kleine Stichwunden, die junge Frauen an ihrem Körper entdeckten, während oder nachdem sie sich in Nachtclubs aufhielten.

Jetzt ein Haftungsausschluss: Mit «Wenn etwas zu gut tönt, um wahr zu sein...» beschreibe ich den Blickwinkel der Geschichtenerzähler, handle es sich dabei um Profis auf einer Nachrichtenredaktion oder um Laien, die ihren Senf über soziale Medien ausdrücken. Aber logischerweise nicht die Sicht möglicher (tatsächlicher oder eingebildeter) Nadelstichopfer.

Der erwähnte Artikel erschien bei *Resident Advisor RA*, einem Online-Musik- und Klubkulturmagazin. Die neuen Schauplätze waren Grossbritannien und Berlin, ältere Vorkommnisse betrafen zudem Spanien. Der Kern des Berichts: Klubberinnen, ausschliesslich Frauen unter dreissig Jahren, klagten über jähe Übelkeit, plötzlichen Schwindel, seltener Lethargie oder Fast-Ohnmacht. Einige liessen sich in der Folge von Sanitätern oder Ärzten untersuchen, vereinzelt wurden Einstichstellen entdeckt. Substanzen, die sie nicht selbst eingenommen hatten, konnten keine gefunden werden. Mögliche Täter ebenfalls nicht. Die vorsichtige Schlussfolgerung der RA-Kollegin: Es handelte sich dabei möglicherweise um versuchte Verabreichungen von Betäubungsmitteln durch Spritzen. Doch Genaueres weiss man nicht (und mutmassen tut man nicht, wenn man Qualitätsansprüche hat). Worauf Ruhe einkehrte.

Respektive das, was man rückblickend als Ruhe vor dem Sturm beschreiben darf. Bis zur Zürcher Streetparade – mit gegen einer Million Besuchern eine der grössten Partys der Welt –, nach der sich wenigstens acht junge Frauen öffentlich als Opfer bezeichneten (einige wiesen Hautverletzungen auf, die durch Nadelstiche entstanden sein könnten). Über Folgeschäden, Zusammenhänge et cetera gab es auch hier keine belastbaren Angaben. Mit anderen Worten: die denkbar dankbarste Lage, wenn man sich von Fakten nicht beirren lässt – 175 Fundstellen in der Schweizer Mediendatenbank seither.

Stossrichtung der Berichterstattung beziehungsweise das «vorherrschende Narrativ», wie man zurzeit sagt: Junge, männliche Verlierer, wahrscheinlich «Incels» – Kofferwort aus *involuntary* und *celibates*, unfreiwillige Enthaltene –, versuchten, ihnen verhasste, weil unerreichbare, junge Frauen zu betäuben und zu misshandeln. Oder, da der Nadelstichweg dorthin kein leichter ist, wenigstens zu verängstigen und ihnen die Freude am Leben sowie Feiern zu nehmen. Das ist dann der angesagte Begriff «toxische Männlichkeit» im Wortsinn. Plus eine gut zu verkaufende/gerne geklickte *storyline* («Needle Spiking: Junge Frau erzählt auf Tiktok von Attacke an Streetparade», «Needle-Spiking: Das sind die krassesten Fälle aus dem Ausland»; beide *Blick* online). Wohingegen Stimmen der Vernunft, beispielsweise der Zürcher Sozialwissenschaftler Marko Kovic («Massenhysterie») oder Robert Bartholomew, ein amerikanischer Medizinsoziologe («Panikwelle»; beide *NZZ*), leiser sowie abgestufter daherkommen.

Wer länger im Geschäft mit der Unwahrheit ist respektive Medien nutzt, erinnert sich vielleicht an den Begriff *urban myth*. Zu meinen liebsten

«Die denkbar dankbarste Lage, wenn man sich von Fakten nicht beirren lässt.»

dieser modernen Märchen gehört die Geschichte von der mit Lippenstift auf den Badezimmerspiegel geschriebenen Botschaft «Willkommen im Aids-Klub» (nach dem One-Night-Stand mit der/dem schönen Unbekannten). Oder die vom neuwertigen Occasions-Luxussportwagen für 5000 Franken – weil ein Unfallopfer darin wochenlang vor sich hinverweste und man den Leichengeruch nicht mehr aus dem Innenraum

bringe. Oder die von der todbringenden Giftspinne in der Zimmer-Yuccapalme.

Letztere ist zugleich Titel eines Buchs von 1980 (Unterzeile: «Sagenhafte Geschichten von heute»). Seither sind mehrere aktualisierte Auflagen erschienen – Unterzeile «Neue» beziehungsweise «Brandneue sagenhafte Geschichten von heute» –, eine *needle spiking*-Story fehlt noch.



UNTEN DURCH Eingangskontrolle im Bioladen

Linus Reichlin

Letzte Woche sah ich in einem Bioladen einen jungen weissen Mann, der Rastalocken trug. Ausserdem trug er Sandalen, die irgendwie indisch aussahen. Und eine orientalisch-pluderhose und eine aus neuseeländischer Schafwolle gestrickte Umhängetasche in den Farben Jamaikas. Wo man bei dem Typ hinblickte, starrte einen eine kulturelle Aneignung an! Die Nationalfarben Jamaikas zum Beispiel gehören den Jamaikanern, die diese Farben seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn weitervererben. Wird in Kingston, der Hauptstadt, ein Sohn geboren, so sagt der Vater zu dem Säugling: «Mein Sohn! Vor tausend Jahren haben wir Jamaikaner die Farben Grün, Schwarz und Gelb erfunden. Vorher gab es nur Weiss, Bleich und Käsegrau. Vergiss das nie!»

Am liebsten hätte ich zu dem jungen weissen Mann gesagt: «Warum lassen Sie den Jamaikanern ihre Farben nicht? Muss man denn immer denen, die sowieso nicht viel haben, auch noch das Letzte wegnehmen?» Aber im entscheidenden Moment fehlt einem dann halt doch die Zivilcourage, deshalb sagte ich nichts. Jedenfalls nicht zu dem Mann. Aber da waren zwei Kinder, die etwas abseits ihrer Mutter das

Schokoladenangebot prüften. Ich sagte zu ihnen: «Seht ihr diesen Mann dort, der mit den Rastalocken? Findet ihr dem seine Frisur etwa schön?» Die Kinder schauten kurz zu dem Mann rüber und sagten: «So Haare hatte Papa auch mal!» Aha! Das war ja interessant zu erfahren. Nun ging ich zu der Mutter, die gerade ein Bio-Basis-Müsli in den Einkaufswagen legte. Ich sagte: «Jaja, Müsli, sehr gesund. Und eine kunterbunte Mischung verschiedenster Cerealien. Ein bisschen Hafer, ein bisschen Weizen, ein bisschen Bob Marley, ein bisschen Donald Trump. Einfach alles kulturell zusammenklauen, nicht wahr? Und so einen dann auch noch heiraten und mit ihm zwei Kinder zeugen, na bravo! Wahrscheinlich rieb Ihr Mann sich sein Gesicht mit brauner Schuhcreme ein, bevor es zur Sache ging, Himmelherrgott noch mal!»

Selten sieht man einen so verständnislosen, zugleich erschrockenen Blick, wie ihn mir diese Frau schenkte. Es war klar, dass ich voll ins Schwarze getroffen hatte, buchstäblich. Eine Verkäuferin eilte herbei und fragte die Frau, ob alles in Ordnung sei. Ich sagte: «Na ja, Sie sollten sich vielleicht Ihre Kunden etwas besser aussuchen. Dann wäre hier alles in Ordnung.» Ich finde tatsächlich, dass man in Bioläden Eingangskontrollen machen sollte. Es sollten nur noch Leute reindürfen, die genau so aussehen, wie es ihrer Kultur entspricht. «Erst mal wird bei der Kontrolle die ethnische Zugehörigkeit abgeklärt», sagte ich zu der Verkäuferin, «und wenn es zum Beispiel ein Franzose ist, darf er keinen Gamshut tragen, denn solche Hüte sind das kulturelle Gut der Bayern. Ein Bayer wiederum darf keinen Kimono tragen, auch nicht, wenn er divers ist. Wenn er divers ist, soll er ein Dirndl tragen. Eine Japanerin muss aber zwingend einen Kimono tragen, denn alles andere wäre kultureller Diebstahl. Gäbe es eine solche Eingangskontrolle», sagte ich nun sehr laut, damit es alle Kunden hören konnten, «würde uns der Anblick eines jungen, der kaukasischen Rasse angehörenden Mannes, der sich die Frisur einer anderen Rasse angeeignet hat, erspart bleiben!»

Als ich es später Bruno erzählte, sagte er: «Blödsinn! Konsequenterweise müssten ja dann bei der Eingangskontrolle Afrikaner abgewiesen werden, die keine Rastalocken tragen.» «Ja klar», sagte ich, «Afrikaner müssen aussehen wie Afrikaner, sonst kommen die nicht in den Bioläden! Aber andererseits sind ja dann auch keine Weisen mehr drin, die Rastalocken tragen. Es ist eine

Form der Rassentrennung – aber human. Eine Rassentrennung zum Schutz der Minderheiten, voilà!» «Und dann sind wir wieder so weit wie vor Mandela», sagte Bruno. «Na ja», sagte ich, «wenn's der Gerechtigkeit dient ...»



FRAUEN

Bella Hadid, Jammertante

Julie Burchill

Verschiedenes deutet darauf hin, dass die Woke-Kultur nicht revolutionär, sondern reaktionär ist: Klassenzugehörigkeit wird nicht analysiert, dem ärmsten Weissen werden angebliche Privilegien zugeschrieben, die der reichste Schwarze nicht haben soll. Feministische Kriterien fehlen, Frauen sind nichts im Vergleich zu Männern in Röcken. Ausserdem profitieren viele ihrer Vertreterinnen und Vertreter von Vetternwirtschaft: In allen kulturellen Bereichen machen sich gutvernetzte Woke breit. War als Model zu arbeiten früher eine gute Ausbruchsmöglichkeit für Frauen aus der Arbeiterschicht von Twiggy bis Kate Moss, ist dieses Geschäft unterdessen zu einem Sumpf geworden, in dem sich die belanglosen Abkömmlinge von Promis suhlen, so dass ich als Feministin mich in der surrealen Lage wiederfinde, zu wollen, dass Frauen nur nach ihrem Aussehen beurteilt werden.

Bella Hadid ist die Verkörperung von allem, was falschläuft im heutigen Modelbusiness. Sie ist die Tochter eines Reality-TV-Stars und eines millionenschweren Geschäftsmanns und wuchs in Beverly Hills auf. Sie ist erst 25, aber schon 27-mal auf dem Cover der *Vogue* in Australien, den arabischen Ländern und den USA gewesen. Doch muss auch sie teilnehmen an den olympischen Opferspielen, wo die Reichen und Berühmten ihre Verletzungen präsentieren, damit man ihnen ihr Luxusleben nicht zum Vorwurf

macht. Und so hat Hadid in einem Interview mit *GQ* enthüllt, wie elend ihr Leben ist: «Ich wäre so gern bei meinem Vater aufgewachsen, so dass ich ihn jeden Tag hätte sehen dürfen, die muslimische Kultur studieren, wirklich praktizieren, ja einfach darin leben dürfen. Doch das war mir nicht vergönnt.» Das verriet sie, wenige Tage nachdem sie in einem Podcast darüber gejammert hatte, dass sie ihrer Ansichten über Palästina wegen einen Job verloren habe. Sie klagte der *Vogue* auch, dass sie die Nasenoperation bedauere, die sie mit vierzehn habe machen lassen: «Ich wünschte, ich hätte die Nase meiner Vorfahren behalten.»

Könnte sie also nicht in einem der 57 muslimischen Länder der Welt leben? Natürlich dürfte sie dort ihren Körper nicht mehr zur Schau stellen, aber: «Ich bin nicht auf der Welt, um Model zu sein.» Wegen ihrer Nase müsste sie sich auch keine Sorgen mehr machen, denn ihr Gesicht würde ja verhüllt. Auch Fahren in betrunkenem Zustand, wofür sie zu 25 Stunden gemeinnütziger Arbeit und 20 Stunden an Treffen der Anonymen Alkoholiker verurteilt wurde, wäre kein Problem mehr. Wenn sie nach Palästina zöge, könnte sie von der Sittsamkeitspolizei der Hamas zwar wegen «Lachens beim Schwimmen» zur Ordnung gerufen werden (der Journalistin Asma al-Ghul wurde deswegen der Pass entzogen), aber wann ringt sich denn eine humorlose Nervensäge nur schon ein Lächeln ab? Bella, du magst 25 Millionen schwer sein, aber ich zahle dir mit Freuden deine Fahrkarte.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



„Aber Sie sagten doch, wir sollen dem Kunden das Wachstum verdeutlichen.“



THIEL

Freisinnlos

Karin: Die Unternehmen beklagen sich über eine steigende Abgabenlast.

Ignazio: Ja, wir müssen unbedingt das Unternehmertum fördern. Du hast nicht zufällig Unternehmertum studiert?

Karin: Nein, Politikwissenschaften und Pädagogik. Und du?

Ignazio: Medizin. Ich glaube, einen Studiengang für Unternehmertum gibt es noch gar nicht.

Karin: Ach, da liegt also das Problem. Die ETH muss sofort einen Lehrstuhl für Unternehmertum haben.

Ignazio: Wie soll man den finanzieren?

Karin: Die Unternehmen sollen den selber finanzieren. Die profitieren ja am meisten davon.

Ignazio: Aber die Unternehmen klagen doch jetzt schon über die steigende Abgabenlast.

Karin: Dann müssen sie halt effizienter arbeiten. Der Lehrstuhl für Unternehmertum kann ja das Studienfach Effizienz anbieten.

Ignazio: Und einen Lehrgang für Innovation.

Karin: Und wenn der Gewerbeverband wieder behauptet, Steuersenkungen würden den Unternehmen besser dienen?

Ignazio: Dann müssen wir die Unternehmen davon überzeugen, dass das nicht wahr ist.

Karin: Wir brauchen auch ein Institut für Wahrheitswissenschaften. Die Unternehmen können sich dort wahrheitswissenschaftlich zertifizieren lassen.

Ignazio: Und wie finanzieren wir auch noch ein Institut für Wahrheitswissenschaften?

Karin: Mit Strafsteuern für unvernünftige Unternehmen, die sich nicht zertifizieren lassen.

Ignazio: Das Institut für Wahrheitswissenschaften könnte das Studienfach Vernunft anbieten.

Karin: Am besten ist, wir führen Wahrheit und Vernunft gleich als Schulfächer ein.

Ignazio: Dafür streichen wir Rechnen und Lesen.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Zum Verlieben

Dem lauschigen Bootshaus im New Yorker Central Park droht die Schliessung. Nun will es ein geheimnisvoller Milliardär retten.



Hilfe naht: «The Loeb Boathouse» in New York.

Es hat schon manches durchgemacht. Vielleicht ist es genau deswegen nicht wegzudenken aus New Yorks reichem Angebot an Ausflugszielen und Gaststätten. Möglicherweise liegt es aber auch an der einzigartigen Lage: Das «Boathouse» befindet sich am Ufer des Lake, des New Yorker Mini-Sees im Central Park, der schon so manch verliebtes Paar zum sanften Rudern auf stillen Gewässern verführte.

Explodierende Kosten

Seinen Ursprung hat das Haus in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Damals nahm der Verkehr auf dem See rege zu, und der Architekt Calvert Vaux, der den Central Park mitplante, baute eine zweistöckige Anlage im viktorianischen Stil, wo man die vielen Boote unterbringen konnte. 1924 wurde das noble Bootshaus durch ein etwas einfacheres Gebäude ersetzt, das in den fünfziger Jahren wiederum baufällig wurde. Der Investmentbanker und Philanthrop Carl M. Loeb griff in seine Tasche und liess das Gebäude für 305 000 Dollar renovieren.

Seinem eigentlichen Zweck dient «The Loeb Boathouse» nicht mehr, heute ist es ein ex-

klusives Restaurant. Die malerischen Räumlichkeiten können auch für private Anlässe gemietet werden.

Am 17. Oktober will der heutige Betreiber Dean Poll das Lokal aber schliessen. Er sagt, es bleibe ihm wegen inflationsbedingter explodierender Kosten nichts anderes übrig. Wie die *New York Post* berichtet, eilt ihm nun ein Milliardär zu Hilfe. Dieser bot Poll an, sechs Millionen Dollar aufzuwerfen und das «Boathouse» im Rahmen des derzeitigen Vertrags mit der Stadt weiterzubetreiben. Die Identität des wohlhabenden Retters gab die Zeitung bisher noch nicht preis.

Ist es Trump?

Vermutungen machen die Runde, dass es sich dabei gar um Donald Trump handeln könnte. Es wäre nicht das erste Mal, dass der Ex-Präsident und Heimweh-New-Yorker sich um das Wohl des Central Park kümmert. Als in den achtziger Jahren dessen berühmte Kunstseilbahn zu zerfallen begann und es mit der Renovierung nicht vorwärtsging, sprang Trump ein, übernahm die Kosten und stellte den Wollman Rink in Rekordzeit wieder instand.

Meta Antenen

Sie war der erste Superstar der Schweizer Leichtathletik und verbesserte 1969 den Weltrekord im Fünfkampf. Heute genießt sie das Leben und freut sich über tierischen Besuch im Garten.

Weltwoche: Frau Antenen, welche Erinnerungen verbinden Sie mit dem 14. August 1971?

Meta Antenen: Das muss der Tag gewesen sein, als ich an den EM in Helsinki die Silbermedaille im Weitsprung gewann. Das war zweifellos eines der Highlights meiner Karriere. Der Wettkampf war top, die Rahmenbedingungen dagegen waren suboptimal. Es windete stark – und das Essen in Finnland besass definitiv Steigerungspotenzial.

Weltwoche: Sie sprangen in Helsinki 6,73 Meter weit. Hätten Sie gedacht, dass dieser Schweizer Rekord 39 Jahre halten würde?

Antenen: O nein! Aber das war wirklich ein fantastischer Sprung. Ich darf jedoch für mich in Anspruch nehmen, dass ich mich in mehreren Disziplinen in der Weltspitze bewegte. Deshalb gelang mir 1969 die Verbesserung des Weltrekords im Fünfkampf. Im Hürdenlauf war ich stark – ebenso im Hochsprung, wo ich mit 1,71 meine Körpergrösse übersprang.

Und der Weitsprung war meine Spezialität. Im Kugelstossen und im 200-Meter-Lauf hatte ich dagegen gewisse Schwächen.

Weltwoche: Der Frauensport war damals noch nicht sonderlich etabliert. Wie war Ihre Position als Frau in dieser Männerwelt?

Antenen: Es war tatsächlich nicht Usus, dass sich eine Frau für die Leichtathletik entschied. An den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko war ich das jüngste Mitglied der gesamten Delegation. Im Weitsprung und im Fünfkampf ging mit Sieglinde Ammann aber noch eine weitere Schweizerin an den Start. Davon abgesehen, waren aber nur noch in der Reitequipe zwei Frauen – Marianne Gossweiler und Monica Bachmann-Weier. Die restliche Delegation bestand aus Männern.

Weltwoche: Haben Sie mit dem Sport je etwas verdient?

Antenen: Nein. Anfänglich mussten wir sogar die Reisen zu den Meisterschaften selber

bezahlen. Meine ersten Nagelschuhe kaufte ich in Deutschland – weil dort die Preise günstiger waren. Ich möchte aber betonen, dass ich die Schuhe auf der Rückfahrt verzollt habe. Später erhielt ich von Puma alle Ausrüstungsgegenstände gratis. Das war eine grosse Sache.

Weltwoche: Was machten Sie nach Ihrem Rücktritt?

Antenen: Ich arbeitete ganz normal weiter – zuletzt in einer Werbeagentur in Basel. So gesehen, war der Schritt vom Spitzensport ins Zivilleben für mich relativ normal. Schliesslich kannte ich das Berufsleben schon genau.

Weltwoche: Derzeit erlebt die Schweizer Leichtathletik einen gewaltigen Boom. Wie werten Sie diese Leistungen?

Antenen: Ich freue mich extrem über diese Entwicklung – und fiebere vor dem Fernseher richtig mit. Es ist sehr schön, dass mittlerweile Chancengleichheit besteht – sowohl zwischen den einzelnen Nationen als auch zwischen den Geschlechtern. Während des 100-Meter-Laufs von Mujinga Kambundji an der EM habe ich mich dabei ertappt, dass ich zu Hause im Wohnzimmer laut geschrien habe. Ich war mir sicher, dass Mujinga gewonnen hatte. Umso glücklicher war ich, als es über 200 Meter wirklich klappte. Auch von den Mehrkämpfern Simon Ehammer und Annik Kälin bin ich schwer beeindruckt. Das sind sehr sympathische Sportler – und beste Botschafter für die Schweiz.

Weltwoche: Wie viel Sport treiben Sie noch?

Antenen: Ich spiele Tennis. Im Sommer einmal pro Woche, im Winter zweimal. Aber nur noch Doppel. Dabei kann ich meine Schnelligkeit ausleben – und auch taktisch spielen. Das gefällt mir.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich?

Antenen: Dass ich gesund bleibe und das Leben weiterhin geniessen kann. In Walchwil lebe ich in einem Paradies – mit Blick auf den Zugersee und direkt in der Natur. In meinem Naturgarten, den ich selber hege und pflege, tummeln sich auch allerlei Tiere – Frösche, Schlangen und Eidechsen. Und im vergangenen Winter erhielt ich Besuch von drei Spechten.

Thomas Renggli



«Schwer beeindruckt»: Sportlerin Antenen, 1968 und heute.

Die Schaffhauserin Meta Antenen, 73, gehörte im Fünfkampf, über 100 m Hürden und im Weitsprung in den 60ern und 70ern zur Weltklasse. Sie gewann rund dreissig Schweizer-Meister-Titel und verbesserte achtzigmal einen Landesrekord. Antenen ist Mutter von zwei Kindern.



Venezianischer Garten in Saint-Tropez

Cipriani, Saint-Tropez

15 Rue François Sibilli, 83990 Saint-Tropez.

Tel. +33 (0)4 22 47 09 10.

Das bekannte «Hotel Cipriani» in Venedig hat in Saint-Tropez ein Restaurant eröffnet. Es liegt gewissermassen mitten in der Stadt und besteht primär aus einem sehr hübsch gestalteten Garten. Nahe bei der Place des Lices gelegen, in der Nachbarschaft eleganter Modeläden und neben dem Café von Dior findet sich eine hübsche Inszenierung eines italienischen Sommergartens: Zahlreiche Marmorplatten wurden ausgelegt, und hübsche venezianische Glaslampen erhellen nach Sonnenuntergang die von hohen Palmen überragte Anlage mit diversen Topfpflanzen und Blumen. Das ganze Setting mit eleganten – und bequemen – Sesseln aus Holz und blauen Polstern wirkt



grosszügig, und die Achse der runden Tische ist ausgerichtet auf eine Bar mit einigen Hockern und Stühlen, die allfällige Wartezeiten überbrücken helfen soll. Natürlich bestellen wohl die meisten Kunden hier einen Bellini. Ganz grundsätzlich spielt der Garten die Karte der Hoteltradition der Lagunenstadt aus, unter anderem mit Bildern berühmter Persönlichkeiten, die einst das Haus in Venedig besucht haben. Man fühlt sich in diesem idyllischen Garten tatsächlich wie in Italien.

Die Küche kann recht gut mithalten, sie pflegt die Tradition, aber auch die Frische: Ein Salat mit Artischocken, Parmesan und Avocado liess nichts zu wünschen übrig. Die Ravioli haben uns ebenso gefallen wie die Spaghetti alle vongole oder die Tagliatelle. Ein perfekt zubereiteter Branzino – in dieser Gegend des Mittelmeers wohl als Loup de mer eingekauft – reichte mit einem Kilogramm Gewicht gut für zwei Personen (200 Euro). Taggiasche-Oliven und Cherrytomaten hauchten dem Fisch zusätzlich Leben ein. Auch ein grilliertes Rindsfilet, leicht nappiert mit einer vorzüglichen Sauce mit grünem Pfeffer, machte Spass. Man erwartet hier natürlich in erster Linie traditionelle Gerichte, es stehen aber auch einige neue Kreationen und viele Grilladen auf der Karte.

Nach der Saison wird der Garten übrigens wieder vom eleganten Dekor befreit.

WEIN/PETER RÜEDI

Weisser Supertoskaner

Ornellaia: Poggio alle Gazze. Toscana IGT Bianco 2020. 13%. Bindella, Zürich. Fr. 51.–
www.bindella.ch

Bolgheri, der meernahe toskanische Landstrich zwischen, grob gesagt, Bibbona und Castagneto Carducci, ist seit gut dreissig Jahren das Goldgräberland des italienischen Weinbaus. Betriebe wie die Tenuta San Guido und dell'Ornellaia entfachten mit ihren Cuvées nach bordelesischer Art, mit dem Sassicaia und dem nach dem Gut genannten Ornellaia und dessen noblelem Cousin Masseto, einem reinsortigen Merlot – diese «Supertuscans» entfachten einen Sog, der die Zone um das kleine mittelalterliche Städtchen zum gelobten Land zahlloser Nachfolger machten.

Die Namensschilder der Weingüter links und rechts der Provinzstrasse, die von Castagneto Carducci bis zur Einmündung in die legendäre, von genanntem Carducci in einem berühmten Poem besungene Zypressenallee führt – wer sie liest, meint sich in die Weinkarte des erfreulichen, an ebendieser Strasse gelegenen Restaurants



«Magona» versetzt. Diese ist so etwas wie eine Anthologie der jüngsten toskanischen Appellation. Bolgheri total. Sie offenbart auf den ersten Blick: Die Appellation ist Rotweingebiet. Die hier gemachten Weissweine sind in der Minderheit, in erster Linie vergnügliche, in der Preislage gemässigte Kreationen aus Vermentino (siehe *Weltwoche* Nr. 28/22).

Was einige Weinmacher aus der ersten Liga erst recht herausforderte. 2008 präsentierte Ornellaia zum ersten Mal eine weisse Cuvée. In der besonders schönen Version 2020 macht die Vermentino, sozusagen die weisse Haus- und Hauptrebe der toskanischen, ligurischen und sardischen Küsten, noch 22 Prozent aus. Das Zentrum bestimmt nach wie vor Sauvignon blanc (69 Prozent); nuancierte aromatische Reflexe mögen von minimen

Mengen Viognier (5 Prozent) und Verdicchio (4 Prozent) stammen.

Welch quantitative Segmentierung freilich die wichtigste Eigenschaft dieses Premium-Weissweins vergessen lässt, nämlich seine fabelhafte Harmonie, seine aromatische Originalität, Vielseitigkeit und schwebende Subtilität. Ich habe eine Aversion gegen die grasig grüne, krautige Banalität, zu welcher Sauvignon gelegentlich tendiert. Nichts davon ist in diesem hocheleganten Blend zu spüren, die Sorte ist sozusagen im Verbund mit ihren Partnern transzendiert. In der Nase folgen wir den Suggestionen von Önologin Olga Fusari, riechen Aromen von Sottobosco, Düfte von weissen Blüten und Pfirsich, etwas Salbei und frischen Kräutern. Am Gaumen beweist sich die Harmonie zwischen frischer Säure (kein malolaktischer Säureabbau). Viel Substanz, grosse Eleganz. Und ein schön nachhallendes Finale.

Ein Weisser für das Vergnügen im Hier und Jetzt, aber auch einer, der neben seinen roten Brüdern einer guten Zukunft entgegenschlafen kann. So unsere Ungeduld dies zulässt.

Langstrecke mit Stil

Form, Funktion und Verbrauch: Das BMW Gran Coupé mit Dieselmotor ist ein entspanntes Reisefahrzeug.



Es ist möglicherweise ein Zeichen einer bestimmten Reife – oder auch einfach nur Ausdruck zunehmenden neurotischen Verhaltens mit steigender Alterskurve; aber mit fast fünfzig Jahren möchte ich nichts mehr um mich haben, was nicht auf einem hohen qualitativen und ästhetischen Niveau ist. Das gilt für die Kaffeemaschine, auf der morgens der «Flat White» zubereitet wird, ebenso wie für das Sofa, auf dem ich via Fernsehausstrahlung zusehen darf, wie die (politische) Welt dem Wahnsinn anheimfällt.

Teil des Wahnsinns ist ja, dass Energie als Folge haarsträubender strategischer Fehleinschätzungen zum Luxusgut wird. Nun ist es nicht erst seit dem Jahr 2022 so, dass Autofahrer in der Regel Treibstoffkosten in ihre Mobilitätsrechnung miteinbeziehen. Der vom deutschen Ingenieur Rudolf Diesel entwickelte Verbrennungsmotor mit Selbstzündung ist in diesem Zusammenhang deshalb eine bis heute geniale und letztlich zu Unrecht in Verfall geratene Technologie.

Kürzlich hatte ich Familienangelegenheiten in Deutschland, auf dem Programm standen rund 1300 Kilometer Autobahn in zwei Tagen, und zur Verfügung stand mir das neue Gran Coupé 840d von BMW mit Allradmotor und vermutlich einem der besten Motoren der neueren Zeit. Das Aggregat mit der Kennziffer B58 und sechs in Reihe angeordneten Zylindern sowie einer 48-Volt-Mildhybrid-Technik läuft im Gran Coupé wunderbar ruhig, bringt völlig ausreichende 339 PS auf die Strasse und ist für ein Allradfahrzeug der Luxusklasse vor allem erstaunlich sparsam.

Mit 66 Litern Diesel im Tank fahre ich selbst bei Geschwindigkeiten von 130 bis 180 km/h mühelos ohne Tankstopp 650 Kilometer weit durch Baden-Württemberg, Bayern und die Sächsische Schweiz, um am Ziel immer noch 150 Kilometer Restreichweite zu haben. Der Verbrauch pendelt sich bei 7,8 Litern ein, mit einer defensiveren Fahrweise wäre auch ein Liter weniger realistisch. Der BMW 840d xDrive ist dabei kein Sportwagen, sondern ein im besten Sinn sportlicher Gran Turismo mit vier Türen und ausreichendem Fassungsvermögen für Gepäck. Anders ausgedrückt: das ideale Auto für Leute mit Ansprüchen, denen ein Fünfer zu durchschnittlich und ein Siebner zu staatstragend wirkt.

Der Spar-Aspekt ist aber nur eine Medailleenseite dieses Reisefahrzeugs in «Sanremo Green metallic». Die andere, in meinem Fall zunehmend wichtigere, ist die Stilseite. In der schnittigen, wohlgeformten Hülle mit der flachen, eleganten Karosserielinie und einem Entenbürzel als auffallendem Gestaltungselement sind beispielsweise Autositze mit überragendem Langstreckenkomfort verbaut. Wer sich für Vollleder und einen Alcantara-Dachhimmel entscheidet, ist umgeben von einem Mass an materieller Annehmlichkeit, die gerade auf längeren Autoreisen meinem wachsenden Bedürfnis nach Ästhetik entspricht.

BMW Gran Coupé 840d xDrive

Motor/Antrieb: Dieselmotor mit Twin Power Turbo, 48 V Mildhybrid, 8-Gang-Getriebe, Allradantrieb; Hubraum: 2993 ccm; Leistung: 339 PS (250 kW); max. Drehmoment: 700 Nm / 1750 – 2250 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch (WLTP): 6,7–7,1 l/100 km; Preis: Fr. 134.100.–, Testauto: Fr. 170.360.–



OBJEKT DER WOCHE

Urlaute aus Süddeutschland

Eiszeitflöte

Über 35 000 Jahre alt

Sie hat fünf Löcher, ist 22 Zentimeter lang und über 35 000 Jahre alt. Bei diesem Objekt handelt es sich um das älteste Musikinstrument der Welt. Das Faszinierende an dieser Flöte ist unter anderem, dass sie gar nicht so weit weg von hier entdeckt wurde. In einer Höhle der Schwäbischen Alb bei Ulm hat der amerikanisch-deutsche Archäologe Nicholas Conard mit seinem Forscherteam das filigrane Blasinstrument vor etwas über zehn Jahren ausgegraben. Zuvor war Conard am selben Ort schon spektakulär auf die weltweit ältesten Kunstwerke, darunter die Venus von Schelklingen, gestossen.

Die Eiszeitflöte besteht aus Gänsegeierknochen und konnte aus zwölf Teilen, welche die Urgeschichtler fanden, zusammengesetzt werden. Sie wird dem Aurignacien – der ältesten mit dem modernen Menschen in Verbindung gebrachten Kultur in Europa – zugeschrieben. Und weil Flötenfunde bis zu diesem Zeitpunkt jüngerer Datums waren, gilt sie laut Conard als Beleg für die «ersten nachgewiesenen Musiker auf Erden».

Die Forscher glauben auch, dass Musik schon damals zum Alltag gehörte. Schliesslich war das Instrument nicht das einzige seiner Art, das auf der Schwäbischen Alb über die Jahre ausgegraben wurde. Spielen kann man die Urflöte allerdings nicht mehr. Ihr fehlt das untere Ende.

Benjamin Bögli



Viel Freude: Schwingerkönig Harry Knüsel (1986 in Sion), alt Nationalrat Toni Brunner.



Übersicht: Matthias Remund, Chef Bundesamt für Sport.



Traten gemeinsam auf: Sängerin Francine Jordi, Alphornbläserin Lisa Stoll.



Pratteln-OK-Vizechef Thomas Beugger, **Ski-Olympiasiegerin** Dominique Gisin.



«Kindheitstraum»: Der neue Schwingerkönig Joel Wicki, getragen von Erich Fankhauser (l.) und Marc Lustenberger.

BEI DEN LEUTEN

Schwingende Schweiz

Drei Tage lang beste Wetterbedingungen und fantastischer Sport. Das war das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest in Pratteln.

André Häfliger

280 Schwinger duellierten sich auf 245 Kubikmeter Sägemehl in der gigantischen Arena. 6000 Helferinnen und Helfer sowie 53 OK-Mitglieder sorgten für einen reibungslosen Ablauf. Am Schluss standen sich zwei Stars gegenüber, der Innerschweizer Joel Wicki (Sörenberg) und der Berner Matthias Aeschbacher (Rüegsau). Nach knallharten zwölf Minuten und 41 Sekunden war der erst zweite Innerschweizer Triumph (nach 1986 durch Harry Knüsel) perfekt. Bundespräsident und Festredner Ignazio Cassis («Mit meinen 75 Kilo und 1,71 Metern Grösse könnte man mich hier nur als Arzt oder Trompeter einsetzen») war ganz aus dem Häuschen: «Das hat Joel genial gemacht! Wir sind alle hell begeistert.» Auch Amtskollege Ueli Maurer («Ich habe in meinem Departement die Weibel abgeschafft») war des Lobes voll: «Der neue König ist absolute Spitze, er hat diesen Titel redlich verdient.» Vor drei Jahren hatte Wicki in Zug im Final noch gegen Christian Stucki verloren.

Wicki, heuer schon Rigi-Festsieger, strahlte bis über die Ohren: «Ein Kindheitstraum ist

in Erfüllung gegangen. Ich hätte das nie gedacht.» Sein Lohn: Siegermuni Magnus.

Jubel auch in den Rängen und den Festzelten. «Was für ein herrliches Volksfest! Wir sind tief beeindruckt. Bravo, Joel Wicki», sagten Lynette und Robbie Federer unisono. Die Eltern von Tennis-Superstar Roger Federer (20 Grand-Slam-Siege) waren zum ersten Mal an einem Eidgenössischen. Ob es denn auch weibliche Schiedsrichter im Schwingsport gebe, wurde auf der Tribüne gefragt. Robbie Federer lachend: «Nein, so weit sind wir noch nicht.» Derweil schaffte Unternehmer Hans «Hausi» Leutenegger den absoluten Selfie-Rekord: «Ich bin schon über 500 Mal hingestanden, ich kann nicht mehr!»

Stars auf den Festbühnen waren Oesch's die Dritten, Sängerin Francine Jordi und Alphornbläserin Lisa Stoll. Melanie Oesch: «An Eidgenössischen auftreten zu dürfen, ist jedes Mal eine grosse Freude und Ehre.»

Übrigens: Remo Schuler aus Rickenbach gewann bei den Steinstössern. Er warf den 83,5 Kilo schweren Brocken 3,74 Meter weit.



Über 500 Selfies und ein paar Sandwiches:
Unternehmer Hans «Hausi» Leutenegger.



«Tief beeindruckt»: Roger Federers Eltern Robbie und Lynette Federer mit Autounternehmer Lorenz Frey (r.) und dessen Schwiegermutter Caroline Hilti.



In Pratteln: Nationalrat Albert Rösti,
Ex-Armeechef André Blattmann.



Traditionell: Ständerätin Maya Graf
in baselländischer Sonntagstracht.



*Nationalratspräsidentin Irène Kälin, Weibelin
Nathalie Radelfinger, Bundesrat Ueli Maurer.*



Stargäste: Oesch's die Dritten mit Hansueli, Kevin, Melanie, Annemarie, Mike Oesch
sowie Urs Meier.



«Genial»: Bundespräsident Ignazio Cassi,
Ehefrau Paola.

Buchstabe: Asterisk



Korrektiv gegen das Maskulinum: Sticker-Bogen mit Genderstern.

Das gerade Tausende in der Schule das Abc Erlernen, scheint eine gute Gelegenheit zu sein, ein Phänomen zu reflektieren, ohne das sich der Zeitgeist wohl nicht erfassen lässt: der Asterisk, besser bekannt als Genderstern. Als typografisches Zeichen soll es Menschen sichtbar machen, die noch kaum Platz im gesellschaftlichen Bewusstsein haben. In Deutschland kritisieren mehr als 170 Wissenschaftler

und Wissenschaftlerinnen den Gebrauch an den öffentlich-rechtlichen Medienanstalten, welche das Gendern still und ohne Tusch einführen. Die Verwendung des Gendersterns widerspreche dem Neutralitätsgebot, weil ideologisch, heisst es. Man kann einwenden, dass eben der geltende Sprachgebrauch ideologisch sei. Der Semiologe de Saussure wies darauf hin, dass der Mensch durch die Sprache erst determiniert werde.

Und der Philosoph Wittgenstein schrieb, dass die Sprache Wirklichkeit schaffe und ihre Grenzen die Grenzen des einzelnen Weltbildes seien. Die Debatte bleibt spannend, sie ist fast schon die metaphysische Frage nach dem Huhn oder Ei.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, welche Verhütungsmethode erachten Sie als die beste?

R. M., Mailand

Das Thema Verhütung ist grundsätzlich etwas sehr Persönliches, weswegen ich Ihnen keine allgemeingültige Antwort geben kann. Abgesehen davon, kommt es auch immer darauf an, was man verhüten möchte und ob man in einer Partnerschaft ist, die schon länger dauert, oder wechselnde Partner hat. Möchte sich jemand vor sexuell übertragbaren Krankheiten schützen, empfehle ich andere Verhütungsmittel, als wenn ein Paar eine Schwangerschaft verhindern möchte.

Meines Erachtens ist es völlig klar, dass Kondome das einzig mögliche Verhütungsmittel sind, wenn man wechselnde Partner hat oder man sich vor sexuell übertragbaren Krankheiten schützen möchte. Ich empfehle zudem allen, selber die Ver-



antwortung dafür zu übernehmen. Nur so kann man sich darauf verlassen, dass die Kondome sicher und von guter Qualität sind.

Beim Thema Schwangerschaftsverhütung bei Frauen rate ich zudem zu einer individuellen Einschätzung durch eine Gynäkologin. Es gibt Frauen, die sehr gut auf Hormone ansprechen, und Frauen, die Hormone sehr schlecht vertragen.

Was bei der Einnahme von Hormonen festgestellt werden konnte, ist, dass sie den Ge-

richtungssinn so weit verändern können, dass eine Frau ihren Partner, so sie ihn unter Hormoneinnahme kennenlernt, allenfalls nicht mehr riechen kann, sobald sie die Hormone absetzt. Das heisst, die Hormone können den Geruchssinn so weit verfälschen, dass nach deren Absetzen keinerlei sexuelle Anziehung mehr verspürt wird.

Ansonsten ist die Vielfalt sehr gross – von der Pille über die Spirale bis hin zum Stäbchen. Aus meiner Sicht ist es ausschlaggebend, dass man sich wohlfühlt mit der gewählten Verhütungsmethode. Tendiert man dazu, die Pille zu vergessen, oder hat man Angst, dass die Hormone dem eigenen Körper möglicherweise nicht guttun, kann dies das Bedürfnis nach Sexualität negativ beeinflussen.

Dania Schifitan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Alan Roura

Vom Genfersee auf die Weltmeere: Der 29-jährige Westschweizer Top-Segler will in zwei Jahren die Vendée Globe gewinnen. Dafür spannt er mit der Uhrenmarke Hublot zusammen.

Mit sportlich-federndem Gang bewegt sich Alan Roura durch das Festzelt des «Hublot Polo Gold Cups» in Gstaad. Der schlank und asketisch anmutende 29-Jährige schüttelt zahlreiche Hände.

In der Romandie ist sein Name ziemlich bekannt, was einer Serie von Superlativen geschuldet ist. Aktuell hält Roura den Einhand-Transatlantik-Rekord. Mit gerade einmal zwanzig Jahren nahm er erstmals an der Mini-Transat teil, einer Einhand-Transatlantikregatta auf kleinen Booten. Und im Jahr 2016 war er der jüngste Mann, der die Vendée Globe zu Ende absolvierte, die als anspruchsvollstes Segelrennen der Welt gilt. Bei der Weltumsegelung ohne Zwischenstopp sind die Sportler allein mit sich, dem Boot und dem Meer.

Was treibt einen gebürtigen Schweizer hinaus auf die Weltmeere? «In Genf», erzählt Alan Roura zwischen Hauptgang und Dessert, «haben wir eine Verbindung zum Segeln – eine maritime Kultur inmitten der Alpen.» Es sei eine Art Besessenheit, die umliegenden Berge zu überwinden. «Ich hatte das Glück, sozusagen von meiner Geburt an auf einem Schiff auf dem Genfersee zu leben», so der junge Sportler. «Als ich acht Jahre alt war, ist meine Familie erstmals in hohe See gestochen.» Es folgten zahlreiche Segelfahrten mit der Familie – «die Grundlage für meine Entscheid, eine Segelkarriere in Angriff zu nehmen».

«Wir spielen auf Sieg»

Rund 200 000 Seemeilen, 340 000 Kilometer, später bereitet sich Alan Roura auf die ultimative Herausforderung seines Fachs vor: In zwei Jahren möchte er abermals bei der Vendée Globe an den Start gehen. Diesmal mit dem höchsten Anspruch: «Wir spielen auf Sieg.»

Wir, das ist Alan Roura zusammen mit seinem Schiff, der «Imoca 60 Hublot». Im März gab Roura bekannt, mit der für ihren jugendlich-sportlichen Anspruch bekannten Uhrenmarke zusammenzuspannen. «Die Verbindung zwischen der Hochpräzisionsmechanik der Uhren und des Schiffs ist sehr interessant.» Sein Schiff sei technisch recht anspruchsvoll. «Die Imoca



«Maritime Kultur»: Extremsegler Roura.

60 Hublot ist das erste Schiff, das man komplett von innen navigiert. Das war sehr anspruchsvoll zu bewerkstelligen.» Mit einer mechanischen Uhr verbinde das Schiff die Tatsache, dass ein Grossteil der Technologie und der ihr zugrundeliegenden Pionierleistungen für das Publikum unsichtbar bleibe.

Alan Roura hofft, mit seiner Teilnahme an der Vendée Globe – neben ihm starten noch zwei weitere Schweizer auf ihren jeweiligen Schiffen – die Begeisterung für den Segelsport ähnlich anzufachen wie seinerzeit die «Alinghi» mit dem America's Cup. «Beim Se-

geln schreibt man viele Geschichten: die lange Vorbereitungsphase, das Unvorhergesehene, das Wetter...»

Die Faszination des Segelns erklärt Roura damit, dass es darum gehe, «sich immer wieder zu übertreffen». Segeln sei «der Versuch, stärker zu sein als die Natur, obwohl man es natürlich nicht ist». Vor acht Jahren zog er in die Nähe von Lorient in der Bretagne, «das Herz des seglerischen Mikrokosmos mit einer tollen Infrastruktur». Aber: «Die Schweiz wird immer mein Land bleiben.»

Florian Schwab

Emmentaler Aufsteiger

Für Hans Aschwanden, den obersten Käser der Schweiz, ist Bruno Leuenberger aus Koppigen ein Zukunftsversprechen. Wir haben den jungen Käseunternehmer besucht.

Michael Baumann

In früheren Zeiten gab es in fast jeder grösseren Gemeinde im Emmental eine Dorfkäserei, der auch die Funktion eines Treffpunkts zukam. Wenn die Bauern ihre Milch in die *Chäsi* brachten, dann erfuhren sie auch Neuigkeiten. Daher ist es kein Zufall, dass die Käsereien in der Regel an zentraler Lage zu finden sind. So auch die Dorfkäserei in Koppigen, wo an der Hauptstrasse 15 seit 2017 Bruno Leuenberger der Chef und Besitzer ist. Der 32-jährige Emmentaler ist stolz auf seinen Beruf und will seinen Teil dazu beitragen, dass die traditionsreiche Geschichte der Käseproduktion im Bernbiet weitergeschrieben wird. Dass er den Betrieb in Koppigen, in dem er nach der Lehre und der Rekrutenschule seit 2011 angestellt war, samt Maschinen und Warenlager kaufen und darin investieren konnte, bezeichnet er im Gespräch als eine «perfekte Nachfolgeregelung».

Jährlich rund 3,6 Millionen Liter Milch

Zwar kam der Schritt in die Selbständigkeit für Bruno Leuenberger etwas früher als geplant – doch wenn die Gelegenheit da sei, müsse man zugreifen. An der rasanten Entwicklung seines Geschäfts zeigt sich, dass der junge Käser viel von seinem Metier versteht und auch von Betriebswirtschaft eine Ahnung haben muss. Denn im Jahr 2020 kaufte er noch die Käserei Nesselgraben dazu, wo sein Vater Betriebsleiter war und er im gleichen Gebäude zusammen mit seiner Schwester aufgewachsen war. Das Käsen liegt Bruno Leuenberger also im Blut. Heute ist der mittlerweile pensionierte Vater zu 80 Prozent im Betrieb des Sohns in Koppigen angestellt. «Diese Konstellation funktioniert sehr gut: Ich kann von der Erfahrung meines Vaters profitieren, und er hat noch eine Beschäftigung, die ihm Spass macht», erklärt er das spezielle Verhältnis. «Von ihm habe ich auch Fleiss gelernt.» Für die Betreuung der Social-Media-Kanäle ist die Schwester zuständig. Auch die Mutter hilft mit einem kleinen Pensum im Betrieb mit.

Per Anfang 2022 kam noch die Käserei Kleinroth dazu. Im Jahr dazwischen hat er geheiratet. «Meine Frau arbeitet nicht in der Käserei, ist aber meine grösste Stütze.» Alle drei Käserei-



«Sehr innovativ»: Fromarte-Präsident Aschwanden.

Hans Aschwanden, ist Präsident von Fromarte, dem Dachverband der Schweizer Käsespezialisten, und betreibt die Bergkäserei Aschwanden in Seelisberg. Über Bruno Leuenberger sagt er: «Bruno ist ein sehr innovativer und junger Käser. Er ist mir schon während der Ausbildung aufgefallen. Von einem solchen Käsereiunternehmer wird man bestimmt auch noch in Zukunft hören. Mir gefällt es, solche Typen wie Bruno in unserer Branche zu haben.»

en gehören zwar Bruno Leuenberger, «sie sind aber operativ autonom». Das Hauptprodukt ist natürlich der Emmentaler AOP. «Wir bieten jedoch auch rund vierzehn andere Käsespezialitäten an, dazu Pastmilch, Jogurt, Butter, Molke-Drinks und Fonduemischungen», umreisst er das Sortiment seiner drei Betriebe. Die Milch, der Grundrohstoff für all diese Produkte, bezieht Bruno Leuenberger bei Bauern aus der Region. «Entweder sammeln wir die Milch mit einem speziellen Tanklastwagen ein, oder die Bauern liefern sie in der Käserei ab.» Pro Tag kommen so insgesamt rund 10 000 Liter Milch zusammen, was auf ein Jahr hoch-

gerechnet etwa 3,6 Millionen Litern entspricht. Der Käseverkauf erfolgt im bedienten Laden in der Käserei Koppigen oder in Selbstbedienung in den anderen zwei Betrieben. «Darüber hinaus beliefern wir rund siebzig Wiederverkäufer in der Region wie Bäckereien, Metzgereien, Volg- und Landi-Läden», beschreibt Leuenberger das Vertriebssystem. Auf diese Weise bleibe der Grossteil der Wertschöpfung in der Gegend. Und Emmi, der grösste Molkereihersteller der Schweiz, ist Händler von Leuenbergers Emmentaler AOP.

Sein berufliches Rüstzeug holte sich der bodenständige Leuenberger in der dreijährigen Lehre, die er in Trub machte, und später in der Meisterschule, die es ihm erlaubt, Lehrlinge auszubilden. Gegenwärtig gehen in Bruno Leuenbergers Betrieben fünf Nachwuchskäser, Frauen und Männer, in die Lehre. Insgesamt beschäftigt er 25 Angestellte. Er kennt keineswegs nur das Emmental. «Ein Jahr lang arbeitete ich in Kanada bei einem Schweizer, der in Courtenay auf Vancouver Island eine Käserei führt.» Dort erweiterte er seinen Horizont, erkannte vor allem aber er eines: «Ich gehöre ins Emmental.»

Sein Tag beginnt morgens kurz nach drei

Bruno Leuenberger brennt für seinen Beruf. Deshalb stört es ihn auch nicht, dass sein Arbeitstag jeweils um 3.15 Uhr beginnt. Die frühen Stunden nutzt er dazu, Vorbereitungen zu treffen, damit um 6 Uhr die Mitarbeitenden ohne Verzug mit ihren Tätigkeiten anfangen können. Ausgleich findet er vor allem im Turnverein bei der Leichtathletik. In nächster Zeit will er seine Firma stabilisieren und optimieren. «Wir müssen auch den Markt beobachten und neue Produkte entwickeln, denn Stillstand bedeutet Rückschritt», sagt er. Ob er noch weitere Betriebe übernehmen möchte? «Daran denke ich nicht.» Aber ausgeschlossen ist es sicher nicht, denn vielen Käsereien droht die Schliessung, weil sich keine Nachfolge finden lässt. 1999 gab es schweizweit rund 400 Emmentalerkäsereien, jetzt sind es noch etwa hundert. Diesen Trend und den damit verbundenen Traditionsverlust zu stoppen, ist Bruno Leuenberger eine Herzensangelegenheit.



«Perfekte Nachfolgeregelung»: Käsermeister Leuenberger, 32.

Nubya, Sängerin

Sie fürchtet sich vor tiefen Gewässern, beim Coiffeur hätte sie gerne längere Kopfmassagen; besonders gut identifizieren kann sie sich mit der Romanfigur Momo.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Nubya: Meine Mutter hat während ihrer ganzen beruflichen Karriere im Spital gearbeitet, und da habe ich beobachten können, dass die Pflegefachleute, auch in der Altenpflege, Palliativpflege et cetera, zu wenig Anerkennung bekommen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Nubya: Ich liebe die Kopfmassagen beim Coiffeur; leider sind sie immer so schnell vorbei. Wenn man zum Haarschnitt eine lange Massage dazubuchen könnte, würde ich das sofort machen.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Nubya: Ich verdiene jedes Jahr unterschiedlich, und die Differenzen können sehr gross sein.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Nubya: Dass er das Leben mit Humor nimmt, liebevoll ist, ich mich mit ihm austauschen kann, von ihm lernen kann und er von mir, dass er neugierig bleibt und wir viel miteinander erleben können. Und all das habe ich in meinem Mann gefunden.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Nubya: Vor dunklen Parkhäusern und tiefen Gewässern.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Nubya: Ich finde, unsere jetzigen Bundesräte haben in den letzten Krisenjahren einen guten Job gemacht, so dass ich keinen Alternativvorschlag habe.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Nubya: Ja.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Nubya: Ich wähle Personen.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Nubya: Vor der Ehe.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Nubya: Ich habe viele unterschiedliche Träu-

me; meine Lieblingsträume sind die, in denen ich fliegen kann.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Nubya: Ich mag mich so, wie ich bin. Und wenn mich Dinge stören würden, dann wäre das irgendwie undankbar.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?



«Wunderbares Gefühl»: Musikerin Nubya, 48.

Nubya: Mit meinem eigenen. Da wir beide sehr viel unterwegs sind, sind mir Abende zu zweit wichtig. Sonst mit Sting: Mit ihm über Musik zu philosophieren und zusammen zu jammen und einen Song zu schreiben, wäre ein Traum.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Nubya: Nein, ich habe zum Glück nie Lust gehabt, Drogen auszuprobieren.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Nubya: Mit Momo, ich habe dieses Buch als Kind sicher fünf Mal gelesen.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Nubya: Nimm nichts persönlich. Das klappt zwar nicht immer, aber recht oft und bringt unendlich viel Gelassenheit in mein Leben.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Nubya: Habe ich einmal verzeihen. Aber es geht immer etwas kaputt, was man nicht einfach kitten kann. Und es kommt auch darauf an, ob es ein Ausrutscher war oder immer wieder passiert ist und mit Lügen verbunden ist.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Nubya: Ich mag Extreme für mich nicht. Ich esse gerne ab und zu vegan und oft vegetarisch und finde es wichtig, dass wir unseren Fleischkonsum reduzieren und bewusst Fleisch essen, aber auf sämtliche tierischen Produkte (zum Beispiel Butter) zu verzichten, würde mir sehr schwerfallen. Für mich gilt, lieber massvoll und es dann auch durchziehen.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Nubya: Weniger Handyzeit und wieder mehr echte Gespräche.

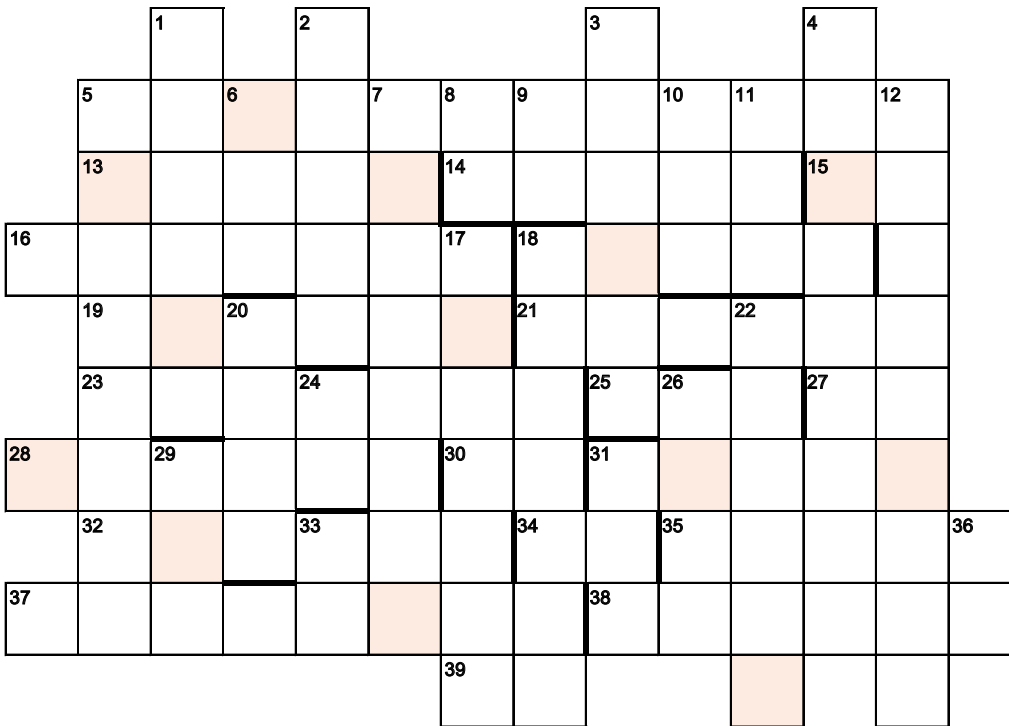
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Nubya: Meine Mutter.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Nubya: Es gibt ein paar grundsätzliche Dinge, die mich sehr glücklich machen. Tolle Gespräche, Menschen, die ich liebe, um mich zu haben, gutes Essen, natürlich Musik zu machen. Und ein wunderbares Gefühl ist es, wenn ich einen neuen Song geschrieben habe, den ich so richtig toll finde.

Nächster Auftritt von Nubya:
Am 21. Oktober an den 32. Jazz-Tagen in Langenthal.



Lösungswort — ein Job für ein Chirurgenteam?

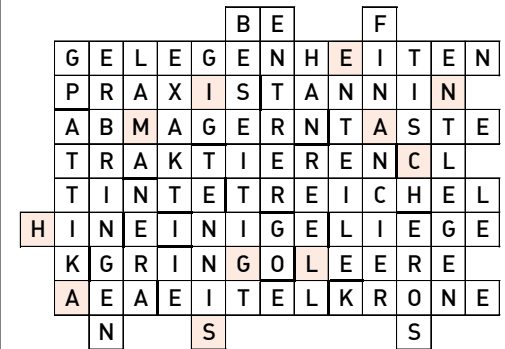
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 jemand, der vorgibt, an Leichtathletik-Wettbewerben teilzunehmen? 13 einstiger Propeller oder was ein unicorn einem horse voraushat 14 chemischer Laborideen-Teil 15 sorgt für gesunde Zähne, allerdings nur kurz 16 kann man sowohl geben als auch nehmen 18 in Ebnat-Kappel zu finden 19 Teil des Abendessens 21 was früher ist und was auch jetzt schon immer war 23 in Schwärmen schwimmende Sehtätigkeit 25 kommt mit dem Ruhm 27 innen komplett ausgehöhlte Krypta 28 Zweig im Stammbaum der Hirsche? 30 passt zwischen urbi und orbi 31 gilt, trotz hoher Bakterienkonzentration, als gesund 32 steht vor dieser Rätselfrage 34 hatte unter 26 senkrecht Eifersucht zu leiden 35 Koller beim Schweizer Rundfunk 37 bei manchen werden Passanten behelligt, bei anderen Produkte verbilligt 38 ... vielen Tieren nicht auf, bis es zu spät ist 39 fehlt Gelfällen und Genbögen

Senkrecht — 1 umgestaltete Schale 2 benimmt sich heldenhaft 3 so ist die Null für Mathematiker, aber nicht für Roulettespieler 4 Teil eines elastischen Schiffsrumpfs? 5 Finanzinstitut für Wüstennomaden? 6 durchaus nicht uncool, aber das Gegenteil von cool 7 was Gottesanbeterinnen genauso wie Kakerlaken sind und wo Abweichter ihre Religion zelebrieren 8 kurze Nachbemerkung 9 Wochen-Beginn 10 oft auf Grabsteinen zu findender Riss 11 Dateiformat im Rückwärtsgang, aktiv in der Politik 12 Blabla, aber leiser und ziemlich sauer 17 er verhöhnt auf Englisch 18 Königsberger Philosoph nach Geschlechtsumwandlung? 20 von uns aus gesehen qua-... .. ändern Ende der Welt 22 was Streber anstreben 24 im Finanzsektor aktiv, im Labor radioaktiv 26 Therapie-Abschnitt 29 braucht's zum Sieg und zur Lücke 31 Forschungsstelle im Backoffice 33 die Umschreibung zu 9 senkrecht passt auch hier 36 angesagt, aber nicht angekündigt

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 781



Waagrecht — 1 Begeistern 4 GELEGENHEITEN 13 PRAXIS 14 TANNIN 15 ABMAGERN 16 TASTE 17 TRAKTIEREN 20 CL (röm. f. 150; Zentiliter) 21 TINTE 23 TREICHEL 25 HIN 26 EINIGE 28 LIEGE (Liège: frz. f. Lüttich) 30 GRINGO 32 LEERE 33 AEA (ä. A.; lat. Name d. myth. Insel Aiaia) 34 EITEL 35 KRONE

Senkrecht — 1 BESEITIGT 2 ENTRER (franz. f. hineingehen) 3 FINANCIER 4 GP 5 ERBRINGEN (Erb-Ringen) 6 LAMA 7 EXAKT (Ex-Akt) 8 GIGANT 9 HANDELSAKTIVITÄTEN 10 LEICHENTEILE 11 ELLIPTISCH 12 ENTLEGEN (Entle-Gen) 15 ATTIKA 18 TENNIS 19 REELL 22 MINERALIEN (Fluss in Rumänien) 24 LEMAN 27 POKÉMON GO 29 SEEROSSEN 31 IE (id est)

Lösungswort — **EINMACHGLAS**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Das Toscana-Feeling



IL GOVERNO NOBILE ROSATO

Aus den Rebbergen unseres Topweingutes Castello di Meleto, gegründet 1256, kommt unser einzigartiger «Governo Rosato»: Ein kleiner Teil der Traubenernte (ca. 5 - 10%) wird während rund 10 - 14 Tagen schonend ange-trocknet. Danach wird der Rosato nach der berühmten Governo-Methode gekeltert. Dabei entsteht ein enorm trinkfreudiges, zauberhaft fruchtiges Rosato-Erlebnis voller roter Beeren wie Himbeeren und Johannisbeeren.

Das Paket beinhaltet je 6 Flaschen Il Governo Nobile Rosato 2021 75 cl (regulärer Preis CHF 15.90).

Art.-Nr.: 045892956



6 x IL GOVERNO NOBILE ROSATO



NUR **65.-**

STATT CHF 95.40

AKTIONSCODE: KCH22-0231

**JETZT
VERSANDKOSTENFREI
BESTELLEN**

Online:
weltwoche.schuler.ch

Telefon:
041 819 33 33



SCHULER

GUTE WEINE SEIT 1694

Gültig bis 15.09.2022 oder solange Vorrat. SCHULER St. Jakobs Kellerei Franzosenstrasse 14 6423 Seewen SZ